

FRIESENKRAUT

Lebenszeichen aus der Provinz
– eine Jugend in den 70gern –



Ein norddeutscher Gezeitengang

Karl-Heinz Grote/Kiel © Oktober 2005, mit einer „Rezeptergänzung“ von Joachim Matz/Aurich © November 2005

Statt vieler Vor- nur ein paar verspätete Abschiedsvorworte

Es gab in meiner Jugendzeit viele Menschen und Freunde, die an ähnlichen Dingen wie ich interessiert waren, teils Ideale oder Meinungen teilten, Menschen die Lust auf Leben , lernen, erleben hatten, die auch ihre eigenen Kämpfe ausfochten, ob zu Hause, in der Schule in der Ausbildung, beim Bund oder wo auch immer. Mit einigen bin ich ein Stück des Weges gegangen, andere haben mich wieder ins Leben geholt, z. B. mittels einer 2 Liter Ladung Cola nach einem Stromschlag, einige sind mit mir ein Stück des Lebenswegs gegangen, andere sind bereits seit einigen Jahren gegangen.

Ich danke im Nachhinein besonders Michael Mail, meinem Schulfreund seit der 7b von dem ich die ersten Akkorde lernte, die erste bis dritte gemeinsame Band hatte und den ich auch nachdem unsere musikalische Frühkarriere zuende war, immer sehr geschätzt habe und mich über jeden kleinen Austausch, jede Begegnung gefreut habe. Er war mir fast der Ersatz für den fehlenden Bruder.

Als weiteren langen Weggefährten nenne ich Herman Rebel, einen der vielseitigsten Gitarristen in Ostfriesland und Menschenfreund. Dank seiner guten Menschenkenntnis haben einige den Absprung aus Ostfriesland geschafft. Mir war er immer ein freundschaftlicher Ratgeber, egal ob es mir dreckig ging oder ich gerade an einer neuen Idee bastelte. Er hatte stets ein offenes Ohr, natürlich nicht ohne auch ein paar Dinge von sich zu erzählen oder mir die neuesten Gitarrenriffs zu zeigen, die er sich gerade rausgefummelt hatte. Ich hab's ihm zwar nie gesagt, aber ich glaube er wusste, wie sehr ich ihn schätzte.

Dieter Tunder habe ich nicht nur als Schlagzeuger sehr bewundert. Wir haben oft nächstelang auf meinem Zimmer über Musik, Texte, Filme, Menschsein und Wahrnehmung philosophiert. Leider war es uns nicht vergönnt, einmal zusammen in einer Band zu spielen, aber der gedankliche Austausch allein hat mir viel an Inspiration gebracht und mich aus manchem Wolkenkuckucksheim auf eine realistischere Ebene geholt.

Als letzten in der Runde möchte ich Tony Räwer nennen, seines Zeichens damals Importmensch aus dem Ruhrpott, Discjockey und Clubgründer, rauhe Schnauze mit Herz und selbst einst Mucker. Ihm verdankt manche Band nicht ur einen guten Auftritt, sondern auch den kleinen, aber nötigen Lift, der aus Ostfriesland rausführte.

Es gibt mehr von denen, Leute die was wollten und konnten, Menschen die ich kannte und die seit nun seit mehreren Jahren, Jahrzehnten nur noch, in Form eines Grabsteins in Ostfriesland geblieben sind. Andere wissen wovon ich rede. Sie kommen zum Teil in diesen Erinnerungen vor. Ich bin damals vor 25 Jahren regelrecht ausgewandert... und werde wohl auch nicht wieder auf länger zurückkehren in das Land wo einst in den 70-ern und 80ern des letzten Jahrhunderts das „Friesenkraut“ wuchs und gedeihte.

Es war eine eigenwillige, aber intensive Frühlebensschule, eine Zeit die ich nicht missen möchte, auch wenn ich mir wie andere vieles anderes erträumte, als es denn letztendlich war. Und so denke ich berühre ich zumindest einen Ausschnitt an Lebensgeschichten auf diesem Gezeitengang durch Ostfrieslands 70er, der Zeit des Friesenkrauts.

Soviel der Nachrede. Im übrigen schreibe ich nicht in Trauer und ausschließlich nur für die Toten unter den KollegInnen, nur die können sich halt gegen meine Schreiberei nicht mehr wehren und sollen trotzdem nicht vergessen werden.

Ps.: Dank an Achim von ehemals Aurica für Korrekturlesen, inhaltliches Ergänzen und sein sehr persönliches Nachwort. Ihnen viel Spaß beim lesen dieses etwas zu langen Aufsatzes!

Eine Anfrage und ihre Folgen	Seite: 04
Besuch in Aurich	Seite: 04
Spaziergang 1	Seite: 06
1969-75 Schule, Musik und Szene	Seite: 08
Spaziergang 2	Seite: 10
Begegnungen mit „kleinen“ und „großen“ Bands	Seite: 13
Spaziergang 3	Seite: 14
On the road 1	Seite: 18
Alles selbst ausprobieren: Da schmunzelt der Roadie!	Seite: 19
On the road 2	Seite: 21
Unterwegs...	Seite: 22
Exkursionen mit Muckern	Seite: 23
Vlotho hatte schon etwas Magisches	Seite: 25
Vom Ossihaus zur alten Post, vom „Hudel-Dudel“ zur „MIAU“ incl.: On the road 3 und On the road 4)	Seite: 29
Lang, Kurz und Länger.... vom Dorfgasthof bis Halbmond	Seite: 33
Völlich fehl am Platze!!!....	Seite: 34
Tanz, „Tag“ und Trance	Seite: 36
On the road 4	Seite: 37
On the road 5	Seite: 38
Songs, Botschaften, Performance	Seite: 39
Tramperzeiten, Bandhilfen und die große Sinnlosigkeit	Seite: 42
Was denn so blieb	Seite: 44
Eine „Rezepturgänzung“ zum Friesenkraut von Joachim Matz	Seite: 46
Glossar: Bands	Seite: 47

Ein Anfrage und ihrer Folgen

Irgendwann im Sommer 2004 erreichte mich in unserem Kieler Büro eine seltsame e-mail. Ich war gerade von einem Workshop wiedergekommen und leerte das von Spams überflutete Postfach. Die meisten der 257 Mails flogen bereits beim Downloaden gleich in den Müll. Wer sich wie ich und das sind sicherlich die meisten von Ihnen, eine e-mail-Adresse zugelegt hat, weiß wovon ich da rede. Der Rest wurde nach Betreffinhalt sortiert. Eine Videobestellung, eine Seminaranfrage für das nächste Frühjahr, eine Bitte um mehr Infos zu Workshops, die Internet-Telefonrechnung, ein paar Grüße, eine Reklamation, einige Gästebuchinfos über neue Einträge, ein paar Bilddateien vom vorletzten Workshop sowie ein paar Stellen- oder Praktikumsanfragen.

Die Seminaranfrage entpuppte sich als etwas außergewöhnlich. Eine Gruppe junger Studenten hatte offensichtlich im Internet nach Leuten gefahndet, die in den 70ern mal rockmusisch in ländlichen Regionen tätig waren und darüber irgendwie was geschrieben haben. Irgendwie müssen sie auf ein paar ältere Artikelchen von mir gestoßen sein. Jedenfalls enthielt die Mail eine Einladung nach Essen zu einem Vorgespräch. Ich überlegte kurz. „Viel kann ich da nicht zu beitragen, ein paar Strukturen aufzeigen vielleicht, dazu war das doch alles etwas belanglos gemessen an der Welle kultureller Umstürze, die in Folge der Aktivitäten meiner Vorgängergeneration seit '68 durch das Land gerauscht war oder dem was sich seit 1989 hierzulande abspielte. Meiner Generation kam da im ersten Datum doch eher die Nutznießerrolle zu????“

Nun ja, kurzes Telefonat, warum nicht, Zugfahrt nach Essen, interessierte Leute - etwas seltsame Situation: Sehr persönlicher Fragenkatalog von Leuten, die da etwas „kulturell Wichtiges“ vermuteten, ein paar andere ehemalige Kollegen aus dem Saarland, Odenwald und Münsterland getroffen, alle auch interessiert und sich fragend nach dem Sinn dieser Aktion.

Abends beim Bier ohne die Studenten dann ein Gespräch untereinander. Wie war denn die Zeit bei Euch, was war damals das lokal besondere. Kennst Du noch diesen oder jenen Club, was ist daraus geworden? Geschichten kamen auf den Tisch, lang vergessene zum Teil witzige Anekdoten. Es wurde sehr spät. Haben beschlossen, die Sache doch etwas ernster zu nehmen und in unseren jeweiligen Städten zu recherchieren. Immerhin ein halbes Jahr Zeit hatten wir ja.

Auf der Rückfahrt kurze Erinnerung: Es war Anfang der 70er eine sehr kleine Musikszene in Aurich. Neben den Tanzkapellen wie den Starfighters oder Atlantis, die in den einschlägigen Läden rund um Aurich spielten, gab es lediglich ein paar Bands mit eigener Musik: Dusty Flesh (später Aurica), Doris P., Schmiddi und noch ein paar, deren Namen ich nicht erinnere. Ein paar Jahre später kamen dann Protoplasma, Euklid, Sigma 6, Weiß der Teufel und Epping Forest dazu. Erst gegen Ende dieses Jahrzehnts gab es so etwas wie eine etwas größere Livemuckerszene.

Schaue mir noch einmal kurz das Material an. Wie wollen die aus diesem Fragebogen bloß was ableiten? Durchwühlte, in Kiel angekommen, mein kleines Archiv...jenen Schuhkarton, der seit dem Einzug in die neue Wohnung vor 6 Jahren irgendwo ganz hinten gelandet und geblieben war. Die Ausbeute war eher dürftig. Ein paar alte Fotos und Zeitungsartikel, ein Textheft und ein paar Musikkassetten waren das einzige. Meine hier erhofften Chinakladden, meine alten „on-the-road-Tagebücher“ sind wohl damals in Ostfriesland geblieben. Ein Anruf bei meiner Schwester bestätigte einen entsprechenden „hinter-einem-Schrank-Fund“. „Nun gut, jetzt wird's halt nichts, aber in zwei Monaten sind ein paar Tage Zeit, dann vielleicht.“ So fing das ganze an.

Besuch in Aurich

„Man muss in dieser Stadt nicht sein. Jedenfalls nicht, wenn man hier nichts will. Alles was man hier wollen könnte, wenn man hier nicht wohnt oder einer Arbeit nachgeht, kann man überall anders auch haben.“ Mit diesen Gedanken bin ich gestern gegen Abend spät hier angekommen. Ich bekomme regelmäßig schlechte Laune, wenn ich mich länger als drei Tage in Ostfriesland aufhalten muss. Jetzt laufe ich kreuz und quer durch diese Stadt und versuche mich irgendwie zu orientieren. Eine leicht feuchte Kälte kriecht mir bereits seit einer halben Stunde die Beine hoch und lässt allmählich auch meine Hände blasser werden.

Es ist Herbstzeit in Aurich. Der Schwarm der Sommertouristen aus NRW und anderswo hat längst die Staatsgrenzen Ostfrieslands in Richtung Süden hinter sich gelassen und allmählich trauen sich die hier lebenden Menschen auch wieder verstärkt in die Innenstadt. Die Fußgängerzone mit dem steinernen Stier, bei dem ich mich immer wieder frage, ob man sich hiermit ein Stückchen frankfurter Börsengewinne nach Ostfriesland wünschte und den ganzen kleinen Boutiquen, die eigentlich alle das gleiche Zeug wie in anderen Städten feilhalten, finde ich verödet. Der in den Sommermonaten brummen- de Basar kommt zu seiner dornröschenschlafartigen Ruhe, der zweimonatigen Ruhe vor dem dreiwöchigen Weihnachtsrummel, dem Gezeitenlärm der Kleinstadt-Tiden.

Die Brezel- und Berlinerbäcker - sind wir eigentlich in Bayern oder in Berlin? – und die Verkäufer in den Würstchenbratbuden fangen wieder an, über mangelnden Absatz zu klagen. Das große, an eine futuristische Marsrakete anmutende Stahlkunstwerk vor der Fassade der Sparkasse, die seit ihrem Neubau fast eine ganze Längsseite des Marktplatzes einnimmt und so dem Besucher vorgaukelt, es gäbe hier so etwas wie Finanzflair, macht sich doch etwas verloren aus auf dieser baum- und strauchlosen Fläche inmitten des Stadtzentrums...

Bald werden wieder die Herbstnebel aufziehen und dann ist hier wieder wie früher... nur noch ein Totentanz. Die Eisdiele an der kleinen Marktpassage, neben einer Pizzeria nahe der ehemaligen Post das einzige gebliebene Unternehmen aus der Zeit der ersten Gastarbeiter, wird bald in die Winterpause gehen, wie eh und je. Dann kann man als Besucher höchsten noch in der „Börse“, neben der „Alten Lampe“ eine der wenigen noch vorhandenen und nicht im Rummel der Erneuerungswut geopferten alten Kneipen, einen Ort zum ungestörten Verweilen finden.

Ich bin jetzt einmal als „Kurzzeitgast“ in dieser Stadt, die einen Teil meines Lebens mitprägte und die ich vor zweiundzwanzig Jahren gerade noch rechtzeitig in Richtung Entwicklung verließ. Und...ich bin immer noch ungern in dieser Stadt, von der ich geglaubt hatte, hier würde ich meine Lebenspläne, verwirklichen können. Ich war damals wohl etwas zu lange hier. „In Ostfriesland wird man entweder Junky oder Alki oder landet in der Klappe, wenn man kreativ ist,“ hatte mal ein Bekannter zu mir gesagt. Mich hatte es richtig gescheut bei diesen Worten. Ich war zwar schon ein paar Jahre weg vom ostfriesischen Dunstkreis, haderte aber noch immer mit meiner Entscheidung - danach nicht mehr.

Er hatte recht, studierte damals an der Hochschule für Film und bildende Kunst in Frankfurt und war auch vor dem schon ein eher aufmüpfiger Geist, der die Auricher Jugendszene der 80-ern mit witzig kabarettistischen Spot- und Punkteinslagen begleitete. Ein Kind der 68-er Elterngeneration, der später die recht fortschrittliche Schule, die ihm seine künstlerische Entwicklung durch allerlei wohlgesonnene Pädagogen und damals zukunftsreiche Projekte erst ermöglichte, als pädagogische Experimentierstube bezeichnete und mit allerlei Kritik der unverständlichen Art übersäte. Nun, jeder führt halt seinen Abnabelungskampf mit den Mitteln, die er gerade zur Verfügung hat. Ich hätte einige Jahre vorher gerne eine solche Schule besucht.

Zu viele junge jugendliche Tote hatte es bereits in den 70-ern gegeben, die nicht durch Unfälle gestorben waren. Schüler, Lehrlinge weniger, aber es traf immer jene, die etwas mehr an Sensibilität und Lebensfreude mitbrachten und dann gegen die Wand liefen. Ob diese Wand bei einigen anderen, die jung an Krankheiten oder durch Unfälle starben, nicht in dem ein oder anderen Fall auch eine Rolle spielte, wage ich nicht auszuschließen. Was diese ungreifbare und unsichtbare Wand in der Realität war oder wer alles an Ihrer Aufrechterhaltung mitbaute und wie sie sich Stein auf Stein in manche junge Persönlichkeit eingrub, war den Betroffenen zum Zeitpunkt des jeweiligen „aus-dem-Lebenscheidens“ bestimmt nicht klar.

Dass ich damals nicht dazu gehörte, habe ich zum Teil der Malerei, zu einem anderen der Musik, zum größten Teil einigen aufmerksamen Freunden zu verdanken, die nicht wegschauten, wenn ich mal wieder dagegen lief und letztendlich der Tatsache, dass es an der Uni in Oldenburg ein paar realitätsnahe Menschen gab, die mir und anderen halfen, wieder oder auch endlich auf die Füße zu kommen - soviel dazu. Jetzt latsche ich mit einigem zeitlichen Abstand noch einmal durch eine Stadt, die mich Gott sei Dank nicht mehr (er)-kennt und die ich ebenfalls kaum wiedererkenne.

Habe kurz dem Grab meines Vaters einen Besuch abgestattet, wollte was unausgesprochenes sagen, kam mir vor dem gut gepflegten Beet absolut blöd dabei vor, - da fiel mir nichts zu dem Menschen ein, der er gewesen war...Habe dann geschaut, ob ich Debora's Grab, wo früher eine kleine Trauerweide herausragte, noch wiederfinde, was ich dann doch nicht fand, habe dem JZ Schlachthof, welches noch nicht geöffnet war, einen Kurzbesuch abgestattet und versucht, in einem CD-Laden einen Silberling mit Musik aus den 70-ern zu ergattern - dieses war erfolgreich: Eine Wiederveröffentlichung von Epitaph's „Stop, Look & Listen“ befindet sich in meiner Jackentasche, eine der Bands mit deren Songs ich einen gewissen Lebensabschnitt verbinde, etwas vom „schönen“ Gestern im Heute.

Gestern Abend habe ich mich auf der alten Couch in meinem ehemaligen Zimmer versucht auf diese Aufgabe einzustimmen. Ich hatte mir extra eine MP3 CD gebrannt mit allen möglichen Musikstücken, die mir auf die Schnelle als bedeutungsvolle Erinnerungsträger aus der „alten Zeit“ als wichtig erschienen. „Ride the Sky“, „Hobo“ und einige andere von „Lucifer's Friend“ gesellten sich zu „Aqualum“ und „Thick as a Brick“ von Jethro Tull“, „The Who“ mischten sich mit „Can“, „Frumpy“ und „Atlantis“ waren neben „Birthcontrol“, Kraan“, Wishbone Ash“ und „Yes“ vertreten und auch Liedermacher wie „Hannes Wader“ und „Reinhard Mey“ bestanden neben „Deuter“, „Pink Floyd“ und „Mike Oldfield“.

Dazu eine Literflasche schweren griechischen Rotweins Marke „Imiglios“ und die nächtliche erste einsame Rückbesinnung konnte stattfinden. Ich saß da also, wie früher auf meinem Zimmer, allein bei

Kerzenlicht und Wein und lauschte den alten Klängen, doch nichts von den erwünschten Erinnerungen wollte sich einstellen. Nach zweieinhalb Stunden war ich schlicht dermaßen müde, dass ich jeden weiteren Versuch der Rückerinnerung abbrach und stumpf auf dem Sofa einpennte. Außer dass ich spätestens bei der Wiederholung von Ommadawn auf's Klo musste und morgens einen schweren Schädel hatte, war in dieser Nacht nichts weltbewegendes in meinem Kopf geschehen.

Der Morgen war normal ostfriesisch grau. In jeder Hinsicht. Meine liebe Mutter hatte sich, fürsorglich wie immer auf den Besuch des ältesten und einzigen Sohnes gefreut und ich wollte ihr diese Freude nicht vermiesen. Also aß ich brav das hartgekochte Ei und zwang mir eine Stulle Brot mit Käse rein. Ich gab mir richtig Mühe, alles gut aussehen zu lassen, den einen oder anderen Gähner zu unterdrücken und so etwas ähnliches wie Konversation zu pflegen, aber als beruflich trainierter (ich arbeite oft als Tontechniker) und sowieso notorischer „morgens-früh-zu Bett-Geher“ tat ich mich leidlich schwer damit. Nun ja, so begann der erste Tag...er konnte eigentlich nur besser werden.

Egal...jetzt gehe ich durch Aurich und will mich rückbesinnen. Ich krieg schon wieder schlechte Laune, spucke völlig unorthodox auf's Pflaster und verfluche diesen Job, den ich mir da selbst angetan habe. Vor zwei Monaten war ich auf Einladung eines Seminars in einer Uni, wo ein paar Studenten etwas über Jugendkultur in Randregionen in den 70-er Jahren wissen wollten, dort hingefahren, obwohl ich sehr viel anderen Kram um die Ohren hatte. Unglaublich...ausgerechnet ich als Zeitzeuge. Und das für diese Zeit und diesen Ort. Ich bin letztendlich vor über 20 Jahren von hier mehr oder weniger geflohen. Aber ich versprach ihnen und den Kollegen aus anderen Städten, die MD-Aufzeichnung unseres Vorgesprächs abzuhören und den Fragenkatalog, den sie hieraus entwickelten und mir mitgaben, in Ruhe durchzuarbeiten und dann in Form eines offenen Referats das Thema zu erörtern. Ich hatte mich wirklich von allem frei gemacht. Meine liebe Frau hatte mich sogar bestärkt. „Wenn Dir das so wichtig ist, bitte tu es bloß...“

„Das mit der Randregion stimmt“, überlege ich, während ich weiter durch die Fußgängerzone schlen-dere. Die Nähe zu Holland hat hier jedoch leider kaum abgefärbt, was Innenstadtgestaltung anbe-langt. Das mit der Jugendkultur hat sicher auch seine spezifische Geschichte, doch die spielte für mich in einem Aurich, das positiv benannt noch etwas „dornröschenartiger“ schlief und deren Vertre-terInnen auf jede Art einer Störung dieses Schlafes äußerst neuralgisch reagierten, als die Kleinstadt, durch die ich jetzt gehe. Es war eine Stadt, die in der Art ihrer Geschäfte und Kneipen ein eigenes Gesicht hatte, welches sie von anderen Kleinstädten unterschied. Das kann ich hier und heute so leider nicht mehr auf Anhieb feststellen.

Keine Angst, ich trauere dem damaligen Aurich bestimmt nicht nach. Es sind halt nur die Folgen eines aktuell zu beobachtendes zeitlichen Phänomens, welches man auch als lokale Globalisierung be-zeichnen kann. Soll alles überall jederzeit verfügbar sein, entsteht zwangsläufig so was wie Ramsch. Es sieht dann überall so aus, wie in einem nicht aufgeräumten Kinderzimmer in einem Haus, wo beide Eltern abwesend sind und ein lippenstiftbesmierter Fernseher die Erziehung übernommen hat. Der Vergleich gefällt mir, kleidet er doch in Worte, was mir so oft auch in anderen Städten unangenehm auffällt.

In einem solchen unaufgeräumten Kinderzimmer, das hier und jetzt Aurich heißt, begeben ich mich also für ein paar Tage auf eine kleine Zeitreise - Spurensuche nennt man das, glaube ich. Wie früher, als ich noch ohne Digitalkamera oder Video durch diese Straßen lief, habe ich mich mit einer Umhänge-tasche, da-rin Papier und Kuli sowie ein paar alten Chinakladden, bei Mutter auf dem Dachboden wiedergefundenen „Tage- und Entwurfbüchern“ und einem geliehen MD-Porti (früher war es ein Mono-Kassettenrekorder) bewaffnet.

Spaziergang 1

Mein erster Weg führt zunächst von der ehemaligen Post über den Schlossplatz, der „Beamtenlauf-bahn“, zur Ellernfeldturnhalle. Direkt daneben ist die Jugendherberge. Noch heute umgibt das Ertüch-tigungsgebäude der Geruch von verschwitztem Schülersportzeug und auch die nach draußen drin-genden akustischen Gebärden des Sportunterrichts scheinen dieselben zu sein, wie damals. „Mens sana in corpore...blablabla“. Solche und ähnliche Rechtfertigungen zur benoteten Kinderschikane haben sich offensichtlich in den Köpfen nicht geändert, was dem erziehungsbedingten und ausbil-dungstechnisch noch einmal verstärkt erworbenen (Un)-Wissen und -Wesen der hierfür verantwort-lichen Lehrkräfte entspricht.

Hier scheint denn ja noch alles beim alten zu sein. Ich schlendere weiter zum Hafen. Dort habe ich mich als Kind viel rumgetrieben, mit den „Zigeunern“ vom Ellernfeld Glasaale aus treibenden Schilf-inseln gezogen und dabei den ein oder anderen Spielkameraden gefunden... Direkt neben dem Ellernfeld befanden sich bis Anfang der 70-er noch „die Baracken“. In der Nähe des alten Hafens waren die sogenannten „Asozialen“ - wie man sich tatsächlich offen traute, Menschen zu bezeichnen, die über nicht genügend Einkommen verfügten, untergebracht. Es hatte sich dort gerade eine Art

funktionierender Nachbarschaft gebildet, da siedelte man die Familien auseinander und riss die Wellblechbuden und Holzhütten ab. Unsere Stadt sollte halt schöner werden oder so ähnlich, hieß es dann in der Regionalzeitung.

Es war ziemlich offensichtlich, dass die Nähe „solchen Abschaums“ (ich habe diese Worte tatsächlich einmal aus dem Munde einer Auricher Kriegsveteranenfamilie in Bezug auf diese Menschen gehört) zu dem neu entstehenden Hallenbad einigen besseren Auricher Kreisen nicht genehm war. Ich fand das als Kind schlicht und einfach gemein und traurig, denn damit war mir ein Teil meiner Schulkameraden, mit denen man so herrliche Erkundungen in die Keller der ehemaligen Kaserne neben dem Ellernfeld unternehmen konnte, abhanden gekommen worden.

Heute vormittag ist hier alles sauber und rein, bis auf die fallenden Blätter und ein paar Blechdosen in den Rabatten, die den Parkplatz zieren. Auch der Hafen, hat sich zu einem Freizeitbereich gewandelt. Hier machen längst keine Binnenschiffe auf ihren Weg von Emden nach Wilhelmshaven mehr fest. Das früher von einer Zementfabrik mit den beschriebenen nachgelagerten Baracken dominierte Südostufer, aber auch der eigentliche Teil sind ein schönes Beispiel für eine gelungene Umgestaltung.

Noch ein kurzer Gang zur Reilschule, wo ich 1964 eingeschult wurde. Ein kasernenartiger Altbau. Wir wurden in den sogenannten Pavillons unterrichtet, eilig errichtete „Lernschließfächer“, um der „Schülerschwemme der 56-59er“ Jahrgänge Herr zu werden. Ich war schon immer ein etwas unruhiger Geist, bewegte mich lieber draußen als drinnen und fand das stundenlange stillsitzen und Schönschreibübungen machen, mehr als beschwerlich. Diese Unruhe wurde auch dadurch nicht geringer, dass die teils aus der NS-Zeit übriggebliebenen Lehrpersonen auch während der Pausen auf die strikte Einhaltung einer gewissen, leisen Unbeweglichkeit achteten und Verstöße zumeist direkt per Ohrfeige ahndeten. Irgendwann erhielt ich auch meinen ersten, von einer Aushilfsstaatsvertreterin ausgeteilten Schlag gegen den Kopf wegen Stuhlkippelns. Meine direkte Erkenntnis hieraus: Wenn Du beim Staat angestellt bist, erhältst Du automatisch das Recht, andere Menschen zu prügeln und zu schikanieren. Damit war das Verhältnis zwischen der heiligen Institution Schule und ihren irdischen Stellvertretern und mir, schon einmal einseitig negativ vorprogrammiert.

Vielleicht liegen hier u. a. die Anfänge jenes Unbehagens gegenüber der Spezies Lehrer, das mich auch heute immer wieder befällt, wenn ich beruflich mit solchen Menschen zu tun habe. Es fühlt sich etwa so an: Der liebe Gott weiß alles, aber in jeder Situation weiß der Lehrer alles besser! Er kann einfach nicht anders. Das äußert sich, wenn man Pech hat, so: Stelle eine Frage oder liefere einen etwas persönlicheren Aufsatz ab, den dieser Mensch, aus welchen Gründen auch immer, nicht versteht oder akzeptieren kann und Du wirst vor der Klasse lächerlich gemacht. Das passiert immer dann, wenn dem entsprechenden Pauker selbst zu seiner Aufgabenstellung nichts rechtes an Ergebnis einfällt oder du etwas geschrieben hast, was er so nicht ausdrücken kann oder meint nicht sagen zu dürfen und es deshalb abwehren muss.

Wenn Du jedoch Glück hast, erwischst du ihn mit einer Frage positiv - das unterstützt seinen permanenten „Wissensweitergabedrang“. Er kann dann nämlich für sich ein eigenes „Wissensweitergabenerfolgserlebnis“ verbuchen. Du wirst bemerken, wie sich eine geheime Kammer in ihm öffnet und er wird sich höchst erfreut berufen fühlen, die nächste halbe Stunde einen ergänzenden Text zur Behebung des allgemeinen Wissensdefizits abzusondern. Hierbei kann er dermaßen zur Hochform auflaufen, sich sogar mit einigen Ereignissen oder Personen, über die er berichtet, identifizieren und alles um sich herum vergessen, dass du Zeit zum Hausaufgaben nachholen, Schiffeversenkenspielen, etc. bekommst. Manche dieser adrenalingeschwängerten und durchaus mit einem gewissen Unterhaltungswert zu etikettierenden Auftritte der bildungsvermehrenden Spezies haben mich über manche unvorbereitete Schulstunde gerettet.

Leider ist in mancher Schule Theo Lingen's Persiflage aus der Zeit des Schwarz-Weiss-Kinos immer noch eher die traurige Realität, wie ich kürzlich bei einem Lehrerseminar in einer dem Auricher Gymnasium von damals täuschend ähnlichen Schule feststellen musste. Nun ja, vielleicht wird man so, wenn man in seinem Leben außer evtl. einer kurzen Bundeswehr- oder Zivildienstaufenthaltszeit immer nur Schul- oder Uniwände und nichts anderes gesehen hat... wo sollte es auch herkommen? Zudem hege ich seit langem den Verdacht, dass ein Großteil dieser Menschen ihren Schuldienst bereits mit dem Gedanken: „Noch dreißig Jahre bis zur Rente, oh je...“ antritt. Schade eigentlich.... angesichts besserer Modelle. Ein lieber Bekannter (auch ehemaliger Musiker und heute Psychologe) hatte einmal gesagt: „In unseren Kreisen ist Lehrer kein Beruf sondern ein Befund.“

Ich beschließe, an dieser Stelle meine Früherinnerungen zu unterbrechen und gehe auf einen Milchkaffee in die „Börse“ am westlichen Teil der Fußgängerzone. Ursprünglich einmal Posthalterstation, wurde diese gediegene Minischankwirtschaft später von zwei älteren Schwestern weiter geführt und in den 70-ern zu einem beliebten Schülercafé. Dass die „Börse“ nicht, wie die anderen typisch Alt-Auricher Kleinkneipen „Blaues Haus“ oder „Bleiche“ schlicht und einfach dem Stadterneuerungswahn

zum Opfer fiel, sondern auch die 80-er überlebte und zu einem Kleinod aufblühte, ist zum Teil sicherlich „Robby“ einem Schulkollegen und „Schmiddi“, einem Blueskollegen von damals sowie einigen anderen, ambitionierten Daheimgebliebenen zu verdanken.

Der Vorderraum ist bereits gut besucht. Junge Leute tummeln sich an den ollerwelschen Holztischen. Im Hinterraum, eine Treppe höher, finde ich auch ein freies Tischchen mit Blick auf das Gestrüpp am Anfang des Wallgrabens neben dem Kriegerdenkmal. Der Milchkaffe dampft, der kleine MD-Player und der Fragenkatalog aus der Essener Uni liegen vor mir auf dem Tisch. Ich krame in meinen Uralt-aufzeichnungen nach Jahreszahlhinweisen. Mann, habe ich eine Sauklaue gehabt! In Gedanken gehe ich etliche Jahre zurück und versuche, mich an meine ersten Begegnungen mit Rockmusik und Jugendkultur in Aurich zu erinnern.

1969 ist das erste, verlässlich erkennbare Datum: Schon wieder drängt sich das Moment Schule in den Vordergrund. Ganze 12 Seiten Abkotzen über den Kunst- und Musikunterricht. Hier erzählt die Lehrerin dauernd von irgendwelchen Eseln auf Korsika. Nach einem Vierteljahr haben sich die Geschichten erschöpft und sie beginnt gebetsmühlenartig mit einer Wiederholung. Von Hilfen oder Tipps beim Malen keine Spur, dafür Strafaufgaben bei nicht korrekt ausgeführten Zeichnungen. Im Musikunterricht meint einer, man müsse den peinlichen und unsinnigen Satz „Barbara badete“ vor versammelter Mannschaft solo vorträllern können, um seine Stimme zu trainieren...

Dieser Typ mochte wohl musikalisch sehr gebildet sein und wäre mit seinen Fähigkeiten bei jedem professionellen Chor oder Orchester gut aufgehoben gewesen. Als Pädagoge war er mehr als eine Null. Der Chorunterricht, immer Montags 6. Stunde und die damit verbundenen Tücken, z. B. das gefürchtete „Vorsingen müssen“ mit anschließender „Lächerlichmachung“ derjenigen, nimmt gleich 7 Seiten in meinem Memorandum ein. Ich glaube, ich wollte irgendwann einmal mit ihm abrechnen. Selbst Pläne dafür gab es schon auf dem Papier. Leider starb er dafür zu früh und ich hatte was anderes zu tun..., das war für ihn vielleicht auch besser so.

Meine Vorliebe zur Rockmusik entsprang möglicherweise einem gewissen Überlebenstrotz, denn das, was sich in meiner Erinnerung an damals so als „musische Erziehung“ in der 5-ten und 6-ten Klasse hervortut, würde man aus heutiger Sicht so bezeichnen: Kinder vorführen, sie vor versammelter Klasse bloß stellen und der Fähigkeit zur Freude an der eigenen Stimme oder Kreativität berauben. Ob nun deswegen oder aus anderen Gründen einige Schüler früher als geplant das nebenan gelegene, großflächige Terrain des Friedhofes bereits als Jugendliche eine Etage tiefer liegend nutzten, mag dahin gestellt bleiben.

Vielleicht habe ich später ja deswegen „nur“ Songtexte geschrieben und selbst nicht mehr gerne gesungen. Gott sei Dank gab es ein paar Nischen und Auswege, wenigstens außerhalb der fremd bestimmten Schulzeit, die mich als 10-jährigen fast sprachlos machte und von deren düsteren Schatten ich mich nur schwer lösen konnte. Es war und ist jedenfalls u. a. der Verdienst dieser Institution neben dem Friedhof, dass ich mich später anders orientierte, die Familientradition brach, um nicht selbst als eine solch „traurigen Gestalt“, sprich Lehrer, zu enden. Mit dieser genugtuenden Feststellung lege ich mein „Altlastentagebuch“ beiseite, setze den Ohrhörer ein und starte den MD-Rekorder.

1969-75 Schule, Musik und Szene: Du nennst Schlager, dann „The Who“, „Lucifer’s Friend“, „Can“, „CCR“, „Hannes Wader“ und „Deuter“. Eine ziemlich unmögliche Musikmischung für einen jungen Heranwachsenden, oder?

„...Also zunächst muss man sich einmal klar sein, wo und wann das ganze sich so entwickelte: In Aurich, einer kleinen Verwaltungsstadt mitten in Ostfriesland gab’s ja nix, wo man als angehender Jugendlicher etwas an Musik hätte mit- bekommen können. Für Discos (es gab damals zwei in Aurich) war ich zu jung und die einmal wöchentlichen Musikabende im Keller unter der Jugendherberge, später unter der Sandhorster Kirche, waren einfach zu spät - schließlich musste ich ja immer noch sieben Kilometer mit dem Rad nach Hause fahren. Also blieb da zunächst nur das Angebot aus den Medien.

Morgens von 6.30 bis 7.00 Uhr „Musik vor der Schule“ auf NDR 2, nachmittags von 14.30 –15.00 Uhr „Musik nach der Schule“, immer vorausgesetzt, man hatte einen „Transistor“ mit genügend Batterie-reserven zur Verfügung. Ansonsten gab’s Samstags die Hitparade rauf und runter und hin und wieder auch mal den „Beatclub“ im Fernsehen. Nach meiner (kurzen) Schlagerzeit hatte ich auf einer Konfirmandenfreizeit die ersten Kontakte mit der sogenannten „progressiven“ Musik: „Mama Told Me Not To Come“ ein underground-angehauchtes Stück der „Three Dog Night“ war da das absolute Highlight.

Progressiv war zunächst einmal alles, was nicht auf Deutsch daher gesungen kam. Mir gefielen vor allem die eingängigen, rockigen Nummern von „Creedence Clearwater Revival“ und meine erste

Single „Up Around The Bent“ quälte kurz darauf die Ohren meiner Eltern. Die „Creedence-Aera“ hat so ein bis zwei Jahre angehalten, die Songs ließen sich auf jeder Wanderklampfe einfach nachspielen und waren eigentlich ein prima Einstieg zum selber Musik machen. Ich höre die meisten Stücke manchmal heute noch gerne. Als zweite Band sind da „The Who“ zu nennen, vor allem wegen der Rockoper „Tommy“ und später, als das Bewusstsein für „gute“ Rockmusik gestärkt war, natürlich „Won’t Get Fooled Again“ und „Don’t Know Myself“.

Dann kam mein erster Live-Konzertbesuch. Das muss Anfang 1970 gewesen sein. In der Aula des Gymnasiums spielte eine Band namens „Spektakel“. Ich war bereits um 19.00 Uhr da, die Band auch, das Konzert begann gegen 21.30 Uhr. Für meine etwas ungewohnten Ohren war es „irre laut“ und ebenso, als an 3 Minuten-Titel gewohnten Hörer, unendlich lang. „Pink Floyd und Gentle Giant vereinten sich in der Musik“, schrieb die lokale Schülerzeitung später. Ich habe mich mächtig angestrengt, aus den tranceähnlichen Klängen etwas für mich ansprechendes herauszuhören. Aber ein tolles Erlebnis war es allemal....

....Später gab es neben dem „Beatclub“ am Samstag Nachmittag natürlich jede Menge Radiosendungen, die man unbedingt hören musste. Ganz wichtig dabei die „Musik nach der Schule“ und der „5-Uhr Club“ auf NDR 2, wo man auch mal was von der sich formierenden Deutschrockszene hören konnte und abends dann natürlich die bei uns so beliebten Sender Hilversum 3 und Radio Luxemburg. Jedenfalls waren da ganz andere Bands zu hören. „Uriah Heep“, „Deep Purple“, „Black Sabbath“, „The Who“, „Jethro Tull“, „Led Zeppelin“, usw., also die etwas „progressivere“ und „härtere“ Gangart. Und dann stellte im 5-Uhr-Club jemand einen Song vor, der wie ein Blitz bei mir einschlug: „Ride The Sky“ hieß das Ding, wirkte damals berauschend schnell und hart und stammte von einer Band namens „Lucifer’s Friend“.

Als dann am Wochenende genau diese Band auch noch im Beatclub zusammen mit „Mountain“ und „Warhorse“ auftrat, mussten zunächst die erste Single, dann die zweite, später dann die LP und die darauf folgenden her. Ich meine heute noch, dass mich die unglaubliche Bandbreite und der Facettenreichtum ihrer Musik, das individuell hohe Können und ihre sehr eigenwilligen und hintergründigen Texte extrem ansprachen. Vor allem auf der LP: „Where The Groupies Killed The Blues“, mit denen ich Jahre später noch meinen Englischlehrer und vermutlich auch meine MitschülerInnen genervt habe, stand da ganz weit vorne. Ebenso interessant wie die Texte fand ich die außergewöhnlichen Arrangements dieser Scheibe, die mich, was meine weiteren Rockmusikvorlieben anbelangt, doch sehr geprägt haben....

....Dann kam der Sommer ’73. Ich war mal wieder mit den Eltern in Marburg und die dortige Szene hatte ja immer was mit „linken“ Studenten, „alternativen“ Buchläden und auch anderer Musik zu tun, als man sie in Ostfriesland serviert bekam. Und Marburg war eben auch damals noch allemal etwas wesentlich größeres als die flache norddeutsche Provinz. Hier bekam man in den Plattenläden durchaus schon mal „Ton, Steine, Scherben“, „Floh de Cologne“, „Ihre Kinder“ oder die spacigen Klänge von „Ash Ra Tempel“, „Tangerine Dream“ und „Klaus Schulze“ zu hören. Außerdem gab’s da jede Menge Politinfos, interessante Leute, Gespräche und natürlich auch Livekonzerte.

In diesem Sommer hatte ich eine der seltenen Gelegenheiten, die Kölner Band „Can“ dort live zu erleben. Der zweistündige Fußmarsch vom Dorf meiner Oma (es heißt übrigens Cyriaxweimar und liegt hinter einem Berg mit einer NATO-Kaserne obendrauf) bis zur Stadthalle an der anderen Seite der Stadt sollte sich irgendwie lohnen. Eigentlich war das Konzert aus heutiger Sicht ein zweieinhalb stündiges musikalisches Chaos voller Improvisationen, eher ein Happening, nur zusammengehalten vom straighten Schlagzeugspiel des Trommlers Jaki Liebezeit, aber auf eine besondere Art und Weise so elektrisierend, faszinierend und andersartig als alles vorher gehörte, dass ich mir gleich am nächsten Tag die Doppel-Lp „Tago Mago“ holte und mich richtig in diese Art der Musik versenkte.

„Can“ zerstörten jedes mir bis dahin bekannte Klischee von Musik und wie sie zu sein hatte und baute gleichzeitig etwas total mutiges und eigenes aus den Scherben (bzw. was ich dafür hielt) auf. Ein Thema wurde angespielt und verlor sich dann in spontaner instrumental/stimmlicher Kommunikation und umgekehrt. Hier habe ich eine besondere Art von Ausdruck kennen gelernt.

Wahrscheinlich braucht man solche Gegensatzpaare um seinen eigenen Weg zu finden. Andere finden, man solle straight bei „seinem Ding“ bleiben, was auch immer das heißen mag. Aber ich habe nun mal immer schon gerne in den verschiedensten Nischen rumgekrant und die ein oder andere für mich wertvolle Entdeckung gemacht.....auch wenn’s denn mal was länger gedauert hat, bis die Ergebnisse richtig rund wurden.

...Schließlich und endlich tat sich auch in Aurich was in Sachen Musikkneipen, das „OM“, die „Diele“ in der Wallstraße und „Harro’s 11-12“ am Nürnberger Wall waren da so ein bisschen Vorreiter. Harro’s Kneipe insbesondere, da Harro selbst aus Hamburg kam, beim NDR als Kameramann gearbeitet hat-

te und ein bisschen Idee von dem, was eine Musikkneipe sein kann, nach Ostfriesland exportierte. Ein altes Piano in einer Ecke, an der Wand eine Gitarre, ein altes Cello und ein Waschbrett...hin und wieder trauten sich sogar mal ein paar Leute, was zum Besten zu geben.

Eine echte Bereicherung war allerdings Harro selbst, der immer wieder in Gesprächen Leuten ihre Stärken anhand ihrer eigenen Ideen zeigte und somit bei vielen wieder etwas heilte, was andere, die weniger Welterfahrung und Fantasie hatten, wegzubügeln versucht hatten. Die Kneipe selbst war eher klein, aber sie wurde schnell für die unterschiedlichsten Leute zum Treff, bis...ja bis Harro wieder einen Vertrag beim NDR hatte und Ostfriesland den Rücken zukehrte. Hab` ihn seit dem leider nie wieder gesehen.

Andere zogen nach, einige sogar mit Livemusikangeboten. Man stelle sich einen Raum nicht viel größer als ein Wohnzimmer vor, ein paar bunte Lampen, Kerzen und dann die Bands mit Miniverstärkern zwischen dem Rest der Leute, quasi auf Hautkontakt so dreißig bis vierzig Menschen zusammengepfercht, versuchte man tatsächlich so etwas wie Clubatmosphäre herzustellen.

Nun ja, das war Gott sei Dank nicht an der Tagesordnung, schließlich wollte man ja als Schüler einfach nur möglichst progressiven Klängen von „Genesis“, „Jethro Tull“ über „Man“, „Wishbone Ash“, „Yes“ bis „Zappa“ lauschen, seinen Kaffee oder seine „Gummicola“ oder sonst was schlabbern, die eine oder andere selbstgedrehte Zigarette Marke „Black Bird“ oder „Ryder“ rauchen und möglichst ohne viel Geld auszugeben in aller Ruhe abhängen....

Ungefähr in diese „progressive Zeit“ gehört auch das Zusammentreffen mit der Liedermacherei, u. a. von Degenhard, Süverkrüpp und Hannes Wader. Hatten sich „die Medien“ bisher vergeblich bemüht mir als mittlerweile eingestandenem Rockfan von 16 Jahren deutschtümelnde Musik nahe zu bringen, schaffte es eine Junglehrerin, die mit ihrem Sohn in der Schule gegenüber der elterlichen Wohnung eingezogen war. Nicht nur, dass ich mir hin und wieder ihren Kassettenrekorder mit eingebautem Mikrofon für die „dringend notwendigen Aufnahmen“ meiner Band ausleihen konnte, nein, sie hörte sich meistens das ganze aufgenommene lärmende Trauerspiel auch noch an und gab hinterher Tipps.

Ich habe die zwar relativ schnell geflissentlich vergessen, aber irgendwann meinte sie nach einer ausgiebigen Diskussion über politischen Widerstand und Staatsverdrossenheit, ich solle mir doch mal den „Tankerkönig“ von Hannes Wader anhören. Ich war damals wirklich mal richtig staatsverdrossen, wahrscheinlich hatte ich mich mal wieder über einen Leerkörper geärgert. Nun, der Typ konnte ziemlich gut Gitarre spielen, aber sonst? Was soll's. Ich nahm mir die „7 Lieder“ mit und nach zwei- bis dreimal die gesamte Platte rauf und runter hören war ich begeistert. Ich hab's bis heute nicht bereut, mich damals auf diese Lieder und Wader's ausgefeilte, leicht ironische aber doch tiefgreifende Klanglyrik eingelassen zu haben.

Diese Texte benannten, auch wenn ihre Inhalte und jeweiligen Hintergründe ganz andere waren, was ich fühlte: eine Mischung von Enge und jugendkulturellem Ersticken im Auricher Kleinstadtmief, getarnt als „Soziale Wichtigkeiten“. Wirklich gut diese Songs - und wichtig damals... wie heute noch: Hannes Wader's Texte sind für mich nach wie vor immer wieder eine Überraschung und sicherlich im deutschsprachigen Raum weit oben anzusiedeln...

...meine Vorliebe für die eher meditative Musik von „Chaitanya Hari Deuter“ ergab sich erst später, als ich mich auf mein Kunststudium vorbereitete. Irgendwann 1976 stellte Klaus Wellershaus in „Musik nach der Schule“ meditative Sounds vor. Da gab es einen Song von Floyd aus der „Wish You Where Here“, einen Ausschnitt aus der „Ommadawn“ von Oldfield und drei Titel eben von Deuter, der mir von den frühen Krautrockalben eher als Sonderling bekannt war. Jedenfalls passte diese Musik sehr zu meinem Bedürfnis nach Ruhe beim Malen und so „deuterte“ es dann in den folgenden Wochen in meinem Zimmer rum, während ich mich Stunde um Stunde in die tiefere Philosophie und Praxis der Ölschichtenlasurmalerei versenkte. Was sich in dieser Musik alles entdecken lässt, und was dies` für ein genial verspielter Musiker ist, ist mir erst später im Detail aufgefallen. In jedem Fall, für einen Trip in die eigene Innenwelt, meditative Erlebnisse für audiophile Menschen, Klangmassagen oder... oder..., immer wirklich sehr zu empfehlen....

Überhaupt gar nicht ging die Musik von Leuten wie Leonard Cohen. Man konnte dieser schmachtenden Monotonie zu einer gewissen Zeit einfach nicht entkommen. Wann immer man ein Mädchen besuchte - und sei es nur zum gemeinsamen Schularbeiten machen - Leonard Cohen war bereits da und auch spätestens nach 10 Minuten zu hören. Was an der Musik so toll war hab` ich damals nie kapiert. Für mich war das einfach mehr als eingeschlafene Füße. Und dann das ewige romantische Geschwätz von Leben auf einer einsamen Insel. Wahrscheinlich bin ich den Leuten genauso mit meinem Kram auf den Geist gegangen. Und da sie mich und meine musikalischen Vorlieben ertrugen, habe ich mich brav durch manche Stunde Cohen'scher und anderer Einschlaflyrik gequält...

...es sind jedenfalls neben den allgemein bekannten Bands aus den 70-ern und meinen eigenen Vorlieben, insbesondere aus dem Deutsch- und Jazzrockbereich gerade „Can“, „Lucifer's Friend“, „The Who“, „Deuter“ und „CCR“ aber auch die frühen „Jethro Tull“ die für mich wohl prägendsten Künstler geblieben, eben weil ich in ihrer Musik die meisten eigenen Facetten wiederfand und musikalischen Bedürfnisse befriedigt sah.“

Spaziergang 2

Ich schalte den MD-Rekorder aus, mache mir ein paar zusätzliche Aufzeichnungen. Alles viel zu persönlich. Hier muss noch einiges gewaltig gekürzt und abstrahiert werden - bloß wie? Mein Kaffee ist inzwischen kalt geworden, genau wie die Zeit über die ich referieren soll und das, was von damals noch schmerzt. Aber besser so und gut abgehangen aufgeschrieben, als anders herum. Das hatten wir ja in den Augen der damaligen „Erwachsenen“ schon in den 70-ern oder? Offensichtlich hat mein leichter Hang zum Zynismus auch etwas mit jener Zeit, dieser Stadt und ihren selbsternannten „Leidkulturlern“, wie sie bei uns übrigens damals schon hießen, zu tun.

Es ist früher Nachmittag. Ich setze meinen „Gezeitengang“ bei leichtem Nieselregen durch „Ostfriesland's Capital“ fort. Kurzer Gang durch die Fußgängerzone. In der Nähe des Marktplatzes war einmal das Musik- und Elektrowarengeschäft Redenius, wo ich als Jugendlicher quasi Stammgast in Sachen Plattenhören war. Meist stöberte ich ca. eine halbe Stunde in den Regalen rum, um mich dann mit dem potentiellen Objekt der Begierde zum Anhörtresen zu begeben, wo man sitzenderweise die beiden Handgriffhörer an die Lauscher drückte und mindestens die nächsten 20 Minuten den ausgewählten Klängen fröhnte. Mit Chance oder wenn nicht allzu viel Betrieb war, gab es auch noch die B-Seite zu hören.

Ich habe hier zwar nie großartig eingekauft, dafür waren die Scheiben hier einfach zu teuer. Aber so manche Rarität, die ich hier zu Ohr bekomme habe, wurde später bei den entsprechenden Billigversendern geordert. Dusseligerweise habe ich hier auch manche Freistunde verbracht und mir in Folge so manche Rüge eingeheimst, wenn ich mal wieder, tranceversunken, den Beginn der folgenden regulären Unterrichtsstunde verpennt hatte.

Kurz hinter dem ehemaligen Kaufhaus Thiele-Harms (da wo der steinerne Stier platziert wurde) ein weiteres Jugendblitzlicht. Irgendwo hier muss mal Foto-Brückmann gewesen sein, ein kleiner Familienbetrieb, in dem ich als Schüler manchmal aushalf...Fotos einsortieren und eintüten oder nicht abgeholte Arbeiten per Fahrrad beim Kunden vorbei bringen. Viel Geld gab's nicht, aber für die erste Gitarre hat's gelangt. Außerdem lernte ich hier die Grundlagen der Portraitfotographie und bekam zu Weihnachten als Bonus eine gebrauchte, echte Metall-Instamatic Kamera. Die war damals mein ganzer Stolz und wichtiges Werkzeug auf den kommenden Klassenfahrten. Heute ist hier anstelle des kleinen Fotoateliers eine der diversen Boutiquen untergebracht.

Etwas weiter erstehe ich ein kleines Kochbuch mit marokkanischen Rezepten, ein Weihnachtsgeschenk für meine Schwester und eines mit libanesischer Küche für den eigenen Bedarf. Vorbei an der ehemaligen Buchhandlung Friemann, wo ich Anfang der 70-er meinen ersten E-Bass erstand - und einen Satz Basseiten gleich so mitnahm - am hohen Wall entlang mit Blick auf das Gymnasium neben dem Friedhof, heute die einzige Schule mit 2 Bahnhöfen. Die wurden nämlich wegen ihrer Nähe nach Stilllegung der schienenverkehrs-technischen Anbindung Aurichs an den Rest der Welt einfach annektiert und als Mensa oder Zusatzräume genutzt.

Zu dem ehemaligen Bundesbahnhof hatte ich lange eine sehr eigene Beziehung: Meine Eltern pflegten seit meiner frühen Kindheit einmal pro Jahr von hier zu Mutters Verwandtschaft nach Marburg zu fahren. Es war für mich als kleiner Junge immer eine Reise in eine neue Welt, die mit viel Aufregung im Vorfeld und dem regelmäßig einen Tag vorher beginnenden Abgeben der Koffer auf eben diesem Bahnhof in der Güterabfertigung begann.

Da kam dann nach einigem Warten, das ich durch intensives, quängelndes Studium des einzigen Kaugummiautomaten zu verkürzen versuchte, ein meist etwas rundlicher Mann mit Mütze und Anzug und klebte kleine Schildchen auf die Koffer, die er dann mit einem ehrfurchterweckend großen Stempel bedruckte und irgendetwas darauf schrieb. Dann galt es einen ganzen Tag zu warten, um am nächsten Tag, nach einer weiteren erfolglosen Studie besagten Automaten mit dem Bummelzug Richtung Emden und von dort mit einem etwas schnelleren Zug gen Ferienabenteuer zu starten.

Später war ich etwas mobiler und der Bahnhof mit seinen Gütergleisen ein Teil des abenteuerlichen Landes, das uns als Spielplatz diente. Wir sammelten Eisenerzknochen, die von Güterwagons gefallen waren warfen diese dann gegen die leeren Wagons. Das knallte herrlich und hatte meist nach kurzer Zeit das lautstarke Auftauchen irgendeines Bahnangestellten zur Folge, der die „verdammte Rasselbande“ vertreiben wollte. Keiner hat je einen von uns erwischt. Kinder sind sehr schnell und eben klein. Sie kommen durch jedes Gebüsch und zwischen engen Wagonscharnieren durch, wo ein Er-

wachsener unweigerlich stecken bleiben würde. Und wir erfuhren, wie Rohöl riecht. Es roch nach Ferne, nach geschmierten Maschinen, mit denen wir als „Hobos“ (den Begriff kannten wir aus Tom Sawyer) die Stadt verlassen wollten, um fremde Länder und Städte kennen zu lernen!

Als Schüler des Gymnasiums habe ich dann in der Bahnhofkneipe manche Freistunde abgesessen, uralte Perry Rhodan Schmöcker gelesen, mich über die teils schmierigen, teils grotesken Gestalten vor und hinter dem Tresen amüsiert, die mich aus heutiger Sicht stark an die Fernsehsatire „Ditsche“ erinnern und Songtexte geschrieben. Manchmal saß ich an den Gleisen und träumte von der großen weiten Welt, die so unerreichbar weit von Ostfriesland schien und wo es was zu erleben gab. Jeder abfahrende Güterzug versprach mehr, als die siebte Deklination von lateinischen Vokabeln oder die dritte, von vertrockneten, langweilig spießigen Gestalten vorgetragene Auswertung der punischen Kriege in den Gebäuden nebenan. Da ist wohl auch so mancher Hunger und manches Fernweh entstanden. Sehr viel später hab ich diesem Gefühl mit „Train-Ridin'-Boogie“ einen Songtext gewidmet, verlassen hat mich dieses Gefühl selbst nach einigen (Abenteuer)Reisen mit dem „Paris-Moskau“ oder dem legendären „Marrakesch-Express“ bis heute immer noch nicht.

Heute sehe ich nur von Ferne auf dieses Gebäude. Nein, ich muss da jetzt ganz wirklich nicht hin, will es auch nicht. Wo könnte ich mich setzen, wo zur Ruhe kommen und denken? Die Orte meiner Kindheit und Jugend gibt es nicht mehr an diesem Bahnhof. Es spielen tatsächlich keine Kinder mehr zwischen nicht mehr vorhandenen ölverschmierten rußigen Wellblechbuden oder tagelang wartenden Güterwagons. Es gibt nicht mehr den patinageschwängerten Raum der Schankwirtschaft mit ihren zwar schmierigen, aber auch typischen Gestalten....und dieser Bahnhof träumt eben keinen Dornröschenschlaf...es gibt ihn einfach nicht mehr. Die „Hobos“ haben die Stadt Aurich längst verlassen, kommen nie wieder oder sind bereits damals gestorben (teilweise worden).

Direkt vor dem Schuleingang befindet sich noch immer das martialische Denkmal für die gefallenen Helden des 1. Weltkrieges, größtenteils Schüler die sich damals mit „Hurra“ als Kanonenfutter an der sogenannten Westfront als „letztes Aufgebot“ verpulvern ließen. Ein Denkmal ist ein Denkmal aber es bedeutet hier nicht: „Denk mal!“ Als ich Anfang der 70-er nach einigem Denken über dieses steingewordene Tote-Heldenverzeichnis mit einem gefundenen EK 1 in der Schule auftauchte, um so die Fragwürdigkeit und Kurzlebigkeit von Heldenauszeichnungen aufzuzeigen, hatte dies einen Vortrag vor versammelter Klasse über „Beschmutzung des Angedenkens an große Vorbilder, etc. blah blah“ zur Folge. Von „Helden, rabarbarbarber usw.“ war da die weitere Rede. Außer dass ich mich in diesem Moment entsetzlich klein fühlte, verschaffte mir meine Aktion zusätzlich eine 5 im Zeugnis wegen „Unreife“, wie ich dem in einer Pause durchgeblätterten Notizbuch des Lehrers entnahm, obwohl ich bis dahin im Durchschnitt des Faches auf einer glatten 3 stand.

Mit dem Bildungsauftrag der Schule: „...Erziehung zum mündigen Bürger usw...“ schien man da wohl was falsch verstanden zu haben...oder auch nicht, denn: Der liebe Gott weiß alles - aber der Lehrer hat (leider) immer recht und sitzt am längeren Hebel! Gelerntes Fazit also: Denke nie, ein Denkmal solle zum Nachdenken anregen und wenn, dann erkundige Dich gefälligst vorher an zensurengebender Stelle, in welche Richtung sich Deine Gedanken bewegen dürfen (oder sollen). Immerhin gab es nachher einige Zitate dieser falsch verstandenen Heldenverehrung und ihrer bekannten Folgen in dem Songtext „Heroes“, der ersten „Protoplasma“-Single.

Heute stehe ich vor diesem hässlichen Rundklotz von einem „Denkmal“ und habe das starke Bedürfnis mit einer Spraydose in grellen Buchstaben „Denk mal wieder!“ darauf zu schreiben. Es wäre doch zumindest interessant, herauszufinden, ob so etwas immer noch solch martialische Reaktionen seitens der einheimischen „bildungsverteilenden Kräfte“ auslöst.

Wahrscheinlicher erscheint mir, dass man einen Schüler, den man sich vorher schon wegen irgendwelcher schnell erfundener Gründe ausgesucht hat, greift und ihm die Tat als schweres soziales Defizit vorwirft. Aus dieser Überlegung und aus der Tatsache heraus, dass ich gerade keine Spraydose mit greller Farbe zur Hand habe, bleibt der schwere dreckig-grüngraue „Denk-Verbieter-Klotz“ heute was er ist: „unbeschmutzt“ aber ganz offensichtlich schlicht überflüssig.

Und da die meisten aus dieser Denk-Verbieter-Generation mittlerweile ebenso wie einige ihrer leider viel zu früh verstorbenen ehemaligen „Schutzbefohlenen“ zum benachbarten Terrain gewechselt in ihre horizontal gelagerten Erdmöbel umgesiedelt sind, beschließe ich, den Toten für heute ihre Ruhe zu lassen. Noch weiter darauf einzugehen hieße, ihnen und ihren spezifischen Unwesentlichkeiten nach ihrem Ableben noch mehr Raum zu gestatten, als sie sich zu ihren Lebzeiten ohnehin schon in meinem und dem Leben anderer Menschen (heraus)genommen haben.

Direkt neben dem Gymnasium Schule befindet sich der Auricher Friedhof, ein Riesenareal mit einer Lindenallee, die direkt auf das Mausoleum mit dem Kuppeldach zu führt. Als Kind und Jugendlicher war ich hier einmal im Monat mit meinen Eltern zwecks Gräberpflege. Einerseits langweilige Tage für

ein aufgewecktes Kind, im Herbst, so wie jetzt, auch ein Ort mit gruseliger Ausstrahlung, besonders wenn ein leichter Nebel zwischen den Grabkreuzen hindurch kriecht und die Bäume ihre blattlosen Äste Richtung wolkenverhangenen Himmel richten. Es sieht aus, als wären sie bei dem Versuch den Himmel aufzukratzen, um Sonnenlicht zu erheischen, zu Salzsäulen erstarrt.

Die Beerdigungen meiner Urgroßmutter und drei Jahre später meiner Großmutter konnten diesen Ort damals für mich nicht attraktiver machen und auch die Tatsache, dass ich drei Jahre lang von meinem Klassenzimmer aus diesen Blick genießen durfte, hatte außer einem während des Lateinunterrichts nach dem ersten Liebeskummer verfassten recht morbiden Gedichts keine weiter führenden positiven Eingebungen zur Folge. Selbst der Spruch unseres Lateinlehrers „non scolae set vitae blablabla“ wurde durch diesen Anblick nicht unbedingt verstärkt. Manchmal habe ich mich gefragt, ob durch den Anblick des Friedhofs die männlichen Schüler schon früh auf die Rolle als Kanonenfutter vorbereitet werden sollten, kam mit diesem Überlegungen aber zu keinem rechten Ergebnis. Ich bin nun mal gebürtiger Norddeutscher und kein Wiener und kann demzufolge diesem Ort nach wie vor nichts abgewinnen.

Es hat aufgehört zu nieseln und beuge mich über die Straße zu einem weiteren Denkmal. Diesmal ist es eines für die Opfer des 2. Weltkrieges. Und hier haben wir in den Sommermonaten der 70-er viel gedacht, diskutiert, gelacht, Musik gemacht, geknutscht, Pläne geschmiedet, den langweiligen Biunterricht (wo man eh nur das Neueste von der Hühnerzucht des Lehrers erfuhr) geschwänzt und mit einem 2-Liter Fläschchen „Lambrusco“ veredelt, wobei ich mich immer noch frage, wie wir dieses stocksäure Zeug überhaupt herunterbekommen haben. Auf alle Fälle wurde hier verstärkt gelebt!

Da das Kreuz des Denkmals recht steil in die Gegend schaut, hatte dieses Betonbauwerk mit der Liegewiese davor, schnell einen neuen Namen weg: „Friedens-Penis“ oder kurz „FP“. Der FP war mehrere Jahre der Treffpunkt schlechthin, nicht nur für Schüler. Hier konnte man alle interessanten Leute aus Aurich und Umgebung treffen, wobei interessant zumeist auf Leute unter 30 beschränkt war, die lange Haare hatten und sich nicht als zum „Schleimer-Establishment“ gehörig outeten. Es war die Zeit der Begegnungen. Stundenlang konnte man einfach in der Sonne rumliegen und quatschen, lesen, über die Welt sinnieren oder einfach nichts tun und den Gesprächen, Enten und Autos lauschen.

Meine ersten Songtexte entstanden hier, u. a. der „Schulinvalidenblues“. Fast immer tauchte jemand mit Klampfe auf und man konnte neues „Liedgut“ gleich ausprobieren. Wenn es regnete, ging man halt ein paar Schritte weiter zu „Harro's 11-12“ und vertrieb sich da manche sonst schnöde Stunde. Ab 1973 begann die Zeit der vielen Live-Konzerte in Aurich. Walter Graetsch war nach ausgiebigen studienbedingten Kulturerfahrungen in Berlin und Münster wieder in seiner Heimatstadt aufgetaucht und schickte sich sogleich an, das dort Erfahrene auch in Aurich zu etablieren. Das sollte nicht ganz folgenlos für Aurichs Nachwuchskultur bleiben. Deren Protagonisten trafen sich in den Sommermonaten nämlich auch hier....

Ich setze mich auf eine halbwegs trockene Bank am FP, nicht ohne vorher ein paar Glasscherben einer Kornflasche beiseite geräumt zu haben. „Hier wird wohl auch heute noch gelebt, wenn auch bei fast 25% Jugendarbeitslosigkeit und folglich Verwendung härterer Drogen“, denke ich, hole den Kopfhörer und MD-Rekorder heraus und tauche in Gedanken noch einmal in die 70-er des letzten Jahrhunderts im letzten Jahrtausend ab. Ist das lange her...ewig lange...

Begegnungen mit „kleinen“ und „großen“ Bands

Ich denke, meine erste Begegnung mit einer „richtigen“ Band muss 1969 gewesen sein. In Aurich fand der erste große Flohmarkt auf dem Marktplatz statt. Irgendwann am Nachmittag schallte laute Musik über den Platz. Natürlich suchte jeder die Quelle des „Lärms“ und hinter einer Menschentraube im Eingang des Kinos „Schwarzer Bär“ wurde ich schließlich fündig...

Da standen mehrere Jungs mit Elektrogitarren und Verstärkern und einer spielte Schlagzeug. Was sie da genau spielten, wusste ich nicht. Auch wechselten sie öfter die Musiker, manchmal mitten im Stück. Die Faszination dieser Aktion, sich einfach auf den Marktplatz stellen und lautstark Musik zu machen, hat bei mir jedenfalls einen ersten starken Eindruck hinterlassen.

Später erfuhr ich dann, dass es sich um Mitglieder von „Doris P“ und „Dusty Flesh“ handelte und einige weitere, die ich als Oberstufenschüler oft auf dem Pausenhof sah und nach einiger Überwindung auch mal ansprach. Als ich ein Jahr später meine erste Gitarre hatte und nachdem ich einige Röhren- und Kofferradios zu Schrott gespielt hatte, überließ mir einer ebendieser Schulhofbekannten, damals Bassist bei „Dusty Flesh“, beim Kauf von zwei Gitarrenlautsprechern für meine erste Anlage gleich ein paar selbstgebaute Leergehäuse, die ich Stück für Stück per Fahrrad nach Hause bugsierte.

In Folge wurde die elterliche Garage neben der avisierten Proberaumfunktion für die erste, noch zu gründende Band, auch zur Boxenbauwerkstatt. Wann immer es irgendwo in der Nähe ein „Je-Ka-Mi“ (übrigens eine der wenigen Livegelegenheiten für lokale Bands) gab, versuchte ich irgendwie wenigstens draußen etwas mitzukriegen - rein kam ich ja nicht, weil ich gerade erst 14 Jahre alt war und auch so aussah...

Mit einem Klassenkameraden, der mir die ersten Akkorde auf einer Wanderklampfe beigebracht hatte, entstand 1971 die erste Band. Ein weiterer Mitschüler wurde schlicht und einfach zum Schlagzeuger erklärt - weil er so aussah, wie wir uns einen Schlagzeuger vorstellten. Wir spielten ein fürchterliches Zeug, eine Mischung aus eingeübten (aber nicht gekonnten) „Purple“-Solis und abgekupferten „Sab-bath“-, bzw. „Ufo“-Riffs mit zwei Gitarren über einen HiFi-Verstärker, an dem meine beiden Selbstbau-Boxen angeklemt waren.

Dazu versuchte der „Schlagzeuger“ irgendwie eine Art von Takt zu halten oder zu erfinden. Er drosch allerdings eher wahlweise mal auf diese mal auf jene Trommel und fing irgendwann auch wieder mit einem Takt an. Und da die instrumentalen Qualitäten der anderen sich auf ähnlichem Niveau bewegten, glich das ganze eher einem akustischen Happening der katastrophalen Art, als dass es etwas mit Musik zu tun gehabt hätte. Als Folge wurden wir die erste Band mit Auftrittsverbot, zumindest auf den Klassenfesten, unserer ersten und einzigen Auftrittsmöglichkeit...

Der „Sock-Hop“, ursprünglich eine Musikinitiative der Schul-SMV, bot reichlich Gelegenheit andere Bands live zu hören und somit „dabei zu sein“. Ich erinnere mich neben dem beschriebenen „Spektakel“-Konzert an Namen wie „Mythos“ aus Berlin, „Sonnentau“ aus Stuttgart und natürlich an unsere lokalen Größen wie „Dusty Flesh“ (später „Aurica“ und „Shamari Kajo“), „Euklid“, „Clo op“, „Sigma 6“ (ehemals „Jazzweg“), „Schmiddi“, „Weiß der Teufel“, allen voran „Protoplasma“ aus Aurich, „Zebra“ und „Cyborg“ aus Norden, „Scooter“, „Market“, „Erdgas“, „Dusty Breeze“ und die „Kraniche“ aus Emden, „Elegy“ aus Völlenerfehn, „Handley Page“ aus Wilhelmshaven, und „Gritzna Vadul“ (ehemals „Timmy & The Hurricans“) aus Varel, um nur einige hier zu nennen.

Die Zeit der „Krautrock-Liveacts“ hatte 1971 Ostfriesland erreicht. „Frumpy“ gaben sich in der legendären Besetzung der 2. LP in einer Wallinghausener Tanzgaststätte die Ehre und sogar eine Band aus den Staaten namens „The Rope“ hatten sich hierher verirrt und für eigene Kreativität eine „Landmusikkommune“ auf einem ehemaligen Bauernhof gegründet. Den räumten sie nach einem Jahr mit ca. 10 Konzerten in der Gegend, Konservendosen überhäuft wieder und überließen die Tonnen an Speiserest-Altlasten dem Besitzer und der hiesigen Müllabfuhr – Ami's eben... !

.. Meine eigenen Schülerbands wechselten im Halbjahresturnus die Besetzungen und ich die Gitarren bis zum Bass, wobei ich dann auch blieb. Mit „Methys“ (später „After Eight“) betrat die erste Band mit halbwegs anhörbare Musik und sogar „problemorientierten Texten“, wie die Lokalzeitung schrieb, die Bühne eines jener „Blues & Rock-Festivals“, die inzwischen überall in Ostfriesland in verschiedenen Dorfgasthöfen mit Festsaal stattfanden...

In Aurich gab es (und gibt es immer noch) das „Ostfriesland-Haus“, in der damaligen Szene kurz „Ossihaus“ genannt. Ursprünglich war es als „Soldatenheim“, sprich als Feiernmöglichkeit der höheren Dienstränge der gegenüber liegenden Kaserne gedacht. Doch dem damaligen Pächter waren die hieraus resultierenden Einnahmen zu gering, vielleicht auch das Publikum zu öde und so öffnete er bald schon Haus, Keller und Saal auch für andere Nutzungen.

Und, da es der einzige Saal war, den man „nur“ gegen 60,00 DM Reinigungskosten und ein kleines Aufgeld für Konzerte mieten konnte, war schnell klar: „Hier gibt's ab 1973 Livemusik“. Und so kamen Sie denn auch alle irgendwann in den 70-ern mal nach Aurich. Allen voran die Berliner Truppe „Birth Control“ mal mit „Triumvirat“ im Vorprogramm, mal solo. „Kraan“, „Epitaph“, „Atlantis“, „Jane“, „Grob-schnitt“, „Eloy“ und auch weniger bekannte Bands wie „Odyssee“ und „Föön“ lieferten hier und später im alten „Brems Garten“-Saal grandiose Konzerte ab....

....Für mich waren das anfangs mehr oder weniger Begegnungen wie von einem anderen Stern. Das waren einerseits meine „Helden“, weil sie sich gerade mit ihrer eigenen Mucke durchsetzten und dabei live wirklich gutes Handwerkszeug ablieferten, andererseits ziemlich viel rumkamen, große Städte sahen und (für mich) interessante Menschen trafen. Dass dies nicht immer das war, was ich mir nun darunter so vorstellte, zeigte sich in einigen Gesprächen mit den Musikern nach, bzw. vor den Konzerten.

So berichtete Roger Röttges von „Odyssee“ von diversen, schlecht plakatierten Konzerten in fremden Städten, wo sie fast ohne Publikum spielten, fehlender Unterbringung und Veranstaltern, die schlicht und einfach nicht zahlten, was bei den selbstorganisierten Tournéeen zumeist ein Fiasko bedeutete. Klaus Waltz von „Epitaph“ erzählte von dem Desaster ihrer Amerika-Tour, von der er ohne die mitge-

nommene Anlage nur mit seiner legendäre Guild-Gitarre zurück kam. Selbst Bernd Noske von „Birth Control“ konnte dies alles auch nur bestätigen. Irgendwann hat sich „Riebe´s Fachblatt“, damals noch von Herrn Riebesel selbst vertrieben, dann des Themas angenommen ...

....Eine besonders nette Begegnung gab´s mit den Leuten von „Kraan“. Nicht nur, dass der Bassist nach jedem Konzert seine Seiten verschenkte, was mir nach zwei Jahren endlich einmal einen neuen Satz Original „Rotosound“-Strings einbrachte, sondern die Jungs dachten, sprachen und handelten ganz anders, als ich das von den einheimischen Kollegen oder Bands a la „Eloy“ so kannte. Nix Amusement mit jungen Mädels oder Alkohol on stage, sondern irgendwie total free (das hatte zwar auch etwas mit Gras zu tun, aber nur zum Teil), nett und offen.

Warum die so anders waren hab´ ich erst drei Monate später kapiert, als ich mit einem weiteren Auricher Bassler auf Gut Wintrupp, der damaligen Residenz von „Kraan“ und einer Band namens „Erna Schmidt“ an einem Bassworkshop teilnahm. Von Kommunenleben und dass es so was wohl gab, hatte man mittlerweile selbst in Ostfriesland etwas mitbekommen, mancher hatte sogar schon mal jemand kennen gelernt, der sich in so einer Wohnform bewegt hatte - aber das allgemeine Bild, das man sich davon machte war doch eher dürrig und eine Mischung phantasievoller Übertreibungen a´ la „da darf man alles“ (und was das alles war, konnte man raten, wenn man die Gesichter, zumindest die der männlichen Zeitgenossen ansah) bis zu der ebenso aus Nichtwissen geborenen „Ablehnung aus Angst vor Verderben“ der Elterngeneration, die Udo Lindenberg in seinem Song „Boogie Woogie Mädchen“ so schön auf die Schippe genommen hat.

Dass die „kraansche Künstler WG“, in der neben Leuten anderer Bands auch Kreativmenschen aus den Gebieten Grafic-Design/Malerei, sowie junge Familien mit Kindern lebten, eher etwas mit sehr viel gegenseitigem Respekt, Ordnung von Alltagsleben und eigenen (künstlerischen) Produktionsverfahren, vor allem sehr viel persönlichem, verantwortungsvollen Engagement und Achtung von Freiräumen anderer zu tun hatte, wurde mir ziemlich schnell klar.

Für mich spiegelten sich da zunächst so etwas wie eine fast ideale Lebensform wieder, Freiheit und Kreativität, aber auch gegenseitiges sich Ergänzen, das das Erdrückende und Spießige des Kleinstadtlebens absolut in den Schatten stellte. Dass dies auch Probleme auf ganz anderen Ebenen mit sich bringen konnte, ...und ein welch hohes Maß an persönlicher Integrität und Konfliktfähigkeit dieses voraussetzt - aber auch Eigenverantwortlichkeit und Kommunikation, habe ich erst einige Jahre später während meiner eigenen ersten WG-Erfahrungen als Student gemerkt....“

Spaziergang 3

„Haste mal ´ne Kippe?“ Das ist nicht auf der MD. Ich schaue auf. Vor mir steht ein etwas punkig aussehendes Mädchen von ca. 17 Jahren. Ich nicke, greife in meine Tasche und ziehe die fast volle Schachtel heraus. „Eh Leute, hier gibt´s was zu rauchen!“, ruft sie und eh ich mich versehe, bin ich von sechs weiteren lungenschmachtenden jungen Punks umgeben, die mich anschnorren. Der Trick funktioniert, wenn auch wahrscheinlich bei jedem Opfer immer nur einmal. Sie werden versorgt, meine Zigaretten weniger und die Lust, an diesem Ort noch etwas zu verweilen schwindet. Ich schaue den jungen „BüchsbierkonsumentInnen“ nach und mache mich wieder auf den Weg durch diese mir selbstsam (un)bekannte, etwas entstellte Stadt, auf der Suche nach weiteren eigenen Anhaltspunkten.

An der Ecke des Hohen Walls stand einmal Harro´s Kneipe, wo wir unsere Nachmittagsfreistunden abbummelten oder abends feierten. Heute sind diese alten Häuser wohl die letzten, die noch etwas an das Aurich erinnern, in dem ich meine Kindheit und Jugend verbrachte. Etwas weiter in der Wallstraße entdeckte ich eine Imbissbude. Hier war früher der „Milchladen“, in dem Kinder von dem „Alten“ (der Laden wurde von Vater und Sohn betrieben) auch mal eine selbst-gemachte Schlagsahne in einer ebenso selbstgemachten Eischneemuschel bekamen, während Mutter sich an der Käsetheke beraten ließ. Hier ging es immer etwas lauter zu, als in anderen Geschäften. Die Waren, egal ob Käse, Buttermilch oder Eier wurden stets mit einem markigen Spruch angepriesen und so war ein Besuch in dem Laden mit seinem eigenwilligen Besitzergespann stets eine unterhaltsame Ausnahme bei der Begleitung des elterlichen Wocheneinkaufs.

Mitten auf dem Auricher Marktplatz, auf dem seit seiner „neuen“ Fertigstellung kein Oster-, Pfingst- oder Herbstmarkt mehr stattfindet, hat man so ein gläsernes Mehrfachamüsier- und Futtergebäude hingestellt, die Attraktion für den etwas schmaleren Geldbeutel und für den einheimischen Durchschnittskleingourmet mit gehobeneren Geschmack für Zwischendurchgaumenfreuden ganz nett. Ein weiterer Milchkaffee und ein Blick auf ein Gebäude mit einer Treppe davor mit dem Schild „Volkshochschule“. Dies hieß früher einfach Knoop´sches Haus und war für den öffentlichen Betrieb so ganz und gar nicht vorgesehen.

Um 1974 diente uns eines der Zimmer vorübergehend als Übungsraum, allerdings nur solange, bis der eigentliche Mieter des Raumes, die „Junge Union Aurich“ dahinter kam, dass wir mit „After Eight“

auch deutsche Texte der „Linkeren Unkultur“ fabrizierten und schon sahen wir es wieder, wie alle anderen Auricher Bürger, nur noch von außen.

Überhaupt war das mit den Übungsräumen so eine Sache. „Musik wird oft als Lärm empfunden, derweil sie mit Geräusch verbunden“. Dieser liebenswerte Satz aus der Feder Wilhelm Buschs ist eher eine harmlose Darstellung im Gegensatz zu den oft schon anmaßenden Äußerungen mit denen man sich konfrontiert sah, wollte man mit einer Band einen Proberaum nutzen. Bei manchem Fragenkatalog etwaiger „Probenraum-zur-Verfügung-Steller“ habe ich dann auch schon im Vorfeld die Segel gestreckt. Was zum Teufel ging es die Leute an, ob man englisch oder deutsch sang, ob man Beat-, Rock- oder Marschmusik spielte und erst recht, was man da schrieb.

„Mich wundert nur, dass sie nicht auch noch nach arisch-reinrassiger Abstammung bis ins 5. Glied fragen oder was!?!“, hatte ich anlässlich eines solchen Vorstellungsgespräches einmal einem sogenannten Oberwichtigkeits-, sprich Hausmeister an den Kopf und vor die Füße gekotzt. Ich hatte eine echte Abneigung gegen diese geforderte „Sich-für-einen-Übungsraum-hübsch-Macherei“. Warum ging es denn nicht einfacher? Und vor allem: Wem nützten oder halfen diese Verhöre, dieser Seelenstriptease junger Menschen? Ich war jedenfalls trotz aller Nöte nicht gewillt, mich den gemutmaßten sadomasochistischen Anwendungen dieser verhinderten „Ich bin der WICHTIGSTE-Figuren“ zu beugen. Irgendwie war da immer so eine Warnung von wegen „wie früh krümmt sich,...“ in meinem Hinterkopf. Gott sei Dank!

Es nützte nichts. Wir fingen 1972 mit der ersten Band zunächst in der mehr oder weniger leeren Garage meiner Eltern zwischen Rasenmäher und anderem GARTENGERÄT an. Samstag nachmittags von 15.00 bis 18.00 Uhr. Das ging eigentlich ganz gut, schließlich war die Garage auch nur ein Schuppen, da meine Eltern kein Auto besaßen. Mutter schüttelte zwar den Kopf über unser akustisches Gebaren, Vater fand es gut, wenn „junge Leute selbst was machen“. Im Winter war es zu kalt, dafür haben wir im Sommer aufgrund der unerträglichen Hitze einmal das Garagentor ganz geöffnet und bei schönstem Sonnenschein geprobt, was das Zeug hielt.

Wir waren richtig gut drauf. Doch der geballte Sound zweier Röhrenradioverstärker und eines ebenso improvisierten Schlagzeugs entlud sich exponentialartig über das Feld bis zur nächsten Häuserreihe und riss Ostfrieslands expandierensten Bratwurstbudenbesitzer aus dem wohlverdienten Samstag-nachmittagskaterausschlafduel. Er allein entwickelte bei seinem unmittelbar erfolgten Besuch eine ähnliche Lautstärke wie wir zusammen und das war meinen Eltern insgesamt dann doch etwas zu viel Lärm.

Die nächste Station hieß Sandhorst. Hier gab es einen Raum, in dem schon eine Band probte und der von einer Volkstanzgruppe betreut wurde. Ohne Mitgliedschaft da keine Proben. Also wurde ich Mitglied und stellte ihnen einmal pro Woche eine kleine Tonanlage zur Verfügung. So brauchte ich nicht zu tanzen und wir konnten wieder Üben. Das ging solange gut, bis zu einem Einbruch, der uns zwar nicht schädigte, aber die andere Band ihre Bassanlage kostete. Kurzerhand wurde im Gemeinderat festgestellt, dass das Vorhandensein von Musikgruppen dieser Art nur „Gesindel“ anzieht und wir standen mal wieder auf der Straße.

Nach dem schon erwähnten Knoop'schen Haus mit entsprechendem Abgang folgte ein kleiner Keller-raum im Ostfrieslandhaus, den wir uns mit „Euklid“, einer eigentlich aus Norden stammenden Band, teilten. Der Wirt tauchte mehrfach am Abend auf, denn Musik machen macht durstig und da wir schon keine Miete zahlten, sollten wir wenigstens etwas den Umsatz erhöhen, was wir dann auch gerne taten. Eine entspannte kreative Phase, bis sein Nachfolger, ein strammer Bayer mit original Knickerbockern ausgestattet, dem krautigen Treiben im Keller und der ewigen Anwesenheit von „Gammlern“ und anderem „langhaarigen Gesindel“ im „Soldatenheim“, dass er wieder in einen Ort von Tugend und Sitte zurückverwandeln wollte, ein jähes Ende bereitete. Merke: Tugend und Sitte ist, wenn sich die etwas gehobeneren Ränge des Militärs Abend für Abend sprücheklopfenderweise die Mütze bis zum „Gelände-Vollkotzen“ und Verlust der Muttersprache zuschütten und sich dann gegenseitig stützen-derweise nach Hause robben oder schleppen, um in Folge Dauerkaters am nächsten Tag Untergebene zusammenzubrüllen...

Ein paar andere Bands hatten es da leichter. „Dusty Flesh“ betrieben ihre Überei in einem Kellerraum unter der Sandhorster Kirche, ein Überbleibsel aus der Zeit wo hier noch Aurichs Jugendmusikclub untergebracht war. Sie hatten sich ein richtiges kleines Probenstudio mit Eierpappen an den Wänden und dicken Teppichen auf dem Fußboden eingerichtet - Gold gegen die nassen Keller vieler anderer. „Protoplasma“ hatten nach ihren Übungsraumwanderjahren schließlich einen alten Post-LKW mit aufklappbarer Seitenwand für wenig Geld ersteigert. Das Ding konnte man einfach irgendwo an eine Außensteckdose anschließen und schon stand der soundmäßigen Betätigung oder auch der Nutzung als „Spontan-Open-Air-Bühne“ nichts mehr im Wege. Genial einfach und einmal was ganz anderes.

Mit der nächsten Band „Epping Forest“ probten wir zunächst im ehemaligen Laden von Wolfgang's Eltern. Wolfgang war Schlagzeuger und hatte über seinen Bruder, der u. a. auch bei „Protoplasma“ trommelte, ein original von Ede Schicke (später „Schicke, Führs, Fröhling“) eingespieltes Drumset. Ede galt als der Schlagzeuggott in der Region und was er anfang hatte echte Qualität. Unsere Überei ging natürlich nur Samstag nachmittags und wurde auch hier schnell zu laut. Eine kleine hausmeisterfreie Schule abseits aller sich evtl. gestört fühlender Menschen am Ems-Jade-Kanal, drei Dörfer außerhalb von Ostfrieslands Hauptstadt stellte uns freundlicherweise einen Kellerraum und sogar einen eigenen Schlüssel, so dass wir dort, fernab von allen potentiell Lärmgeschädigten und ihren Stellvertretern auf Erden (den Hausmeistern) das nächste halbe Jahr ungestört mucken konnten.

Erst Silvester 1976/77 erlebte ich bei „Protoplasma“, zu deren 3. Neubesetzung ich mich zählen durfte, wie schön es sein kann, einen eigenen kleinen Proberaum einzurichten. Auf dem Gelände einer ehemaligen Ziegelei in Middels gab es einen kleinen Lohreschuppen. Das Gelände gehörte Reinhard's (Gitarrist und Gründungsmitglied von Protoplasma) Vater, der es nur als Lagerplatz für die Baumaschinen seines ehemaligen Betriebes nutzte. Die Ziegelei selbst war in den 60-ern schon stillgelegt worden und es standen alte Straßenwalzen und allerlei vor sich hinrostendes Gerät in der Gegend rum. Eine echte Industri ruine, das hatte doch was...

Strom legten wir selbst vom Nachbarhaus, gruben den gefrorenen Boden auf über hundert Metern auf, verkleideten die Wände innen mit Styroporplatten, zogen eine Zwischendecke aus Planken, die wir in einem weiteren Schuppen fanden, ein und dichteten das Dach ab. Ein paar alte Teppiche auf den Steinboden gelegt und die Lohreschienen verschwanden, ein paar Baulampen an die Decke genagelt und schon hatten wir unser Domizil eingerichtet. Dann dichteten wir noch den Eingang mit zwei weiteren Hängeteppichen ab. Jetzt hatte der kalte Wind keine Chance mehr. Zuletzt stellten wir einen alten Kanonenofen rein, einen jener Gattung, die mehr rußten als heizten, aber das war uns egal. Wir feierten Einweihung und Jahreswechsel mit heißem Tee und viel Rum. Später erweiterten wir unser Domizil, bauten den Dachboden als Relaxingecke aus, Bilder und Plakate schmückten die Wände. Es wurde unser Domizil.

Es dauerte zwar etwas, bis die Proben losgehen konnten, denn ohne Schlagzeuger funktioniert eine Rockband nun mal nicht, doch mit „Hacki“, vorher der Ausnahmetrommler bei „Weiss der Teufel“ und Schulkollege, wurde es bald ein echter Ort der Kreativität. Zum ersten Mal konnte man, wann immer man wollte, loslegen, brauchte sich nicht um die Nachbarn zu scheren und konnte vor allem die Anlagen stehen lassen, deren Auf- und Abbauerei sonst fast immer die Hälfte der Probezeit in Anspruch nahm. Manchmal, besonders im Sommer, haben wir einfach nur stundenlang auf dem Gelände rumgesessen und die Stimmung aufgesogen, bevor wir uns zu einer unserer gefürchteten, mitunter 2-Stunden-Improvisationssessions, in unseren Schuppen verzogen. Oder wir durchkämmten das Gelände, machten Fotosessions zwischen den teils uralten Straßenmaschinen oder in den langen verwundenen Trockentunneln des Hauptgebäudes.

Der einzige Nachteil der Ziegelei war die weite Entfernung zu den nächsten größeren Ortschaften und die verkehrstechnische Abgeschiedenheit. Das habe ich hin und wieder zu spüren bekommen, besonders, wenn Hacki und ich unsere zumeist „alle Zeit vergessenden“ Bass/Schlagzeug Übungen durchführten. Nachmittags hintrampen ging ja ganz gut, aber bei einem zu späten Verlassen mit avisierte Heimtramptour konnte der Aufenthalt doch auch schon mal die ein- oder andere Nachtwanderung zur Folge haben. Nun ja, das kam seltener vor und wir waren glücklich, in Ruhe unsere Musik und die eigenen Fertigkeiten entwickeln zu können. Kunst braucht eben Muße, ehe sie sich lautstark äußert, was wir anderen Orts in Gefolge dann auch in die Tat umsetzten.

Nach drei Jahren war es wieder vorbei mit dem musikalischen Eigenheim. Wir widmeten der Ziegelei einen Instrumentalsong, diese Zeit hatte die Band zusammengeschweißt und eine erneute Wanderzeit begann. Da Hacki zunächst zwecks Studium nach Würzburg ging und ich mich wochentags in Oldenburg ebenfalls mit der Aneignung von Fachwissen beschäftigte, verlegten wir die Proben in akustischer Form in diverse Wohnungen und machten mit einem Kassettenrekorder Aufzeichnungen, die wir Hacki zuschickten. In den Semesterferien war er ja im Lande und wir quartierten uns dann im ehemaligen Stall von „Finkenburgshof“, einer Landgaststätte in der Nähe von Loppersum bei Emden ein.

Die Kneipe gehörte der Mutter von Martin, unserem zweiten Gitarristen. Einmal pro Übungsabend erschien sie, machte sich Sorgen, dass wir uns erkälten oder von der lauten Musik taub würden. Doch sie versorgte uns in den von ihr ausgerufenen Pausen stets mit größeren Mengen an Leberwurstbrotten, die sie uns mit dem Satz: „Kinder, stärkt Euch erst mal“, überreichte. Immerhin schien Sie unsere Aktivitäten auch als eine Art von Arbeit einzuschätzen. Schön war das, irgendwie anheimelnd!

Später zogen wir dann doch wieder in die Stadt. Das mittlerweile eröffnete gleichnamige Jugendzentrum „Schlachthof“ stellte uns und einer weiteren Band einen alten Kühlraum mit Zugang über das Männerklo zur Verfügung. Der „Schlachthof“ blieb unser Probenareal bis zur Auflösung der Band als

Liveband. Auch wenn wir selbst mit der Institution wenig zu tun hatten, waren die Bedingungen ideal. Unsere PA wurde im Saal aufgestellt und diente als Hausbeschallung, warf sogar die ein oder andere Mark ab, die Bühne konnten wir bei Konzertvorbereitungen als quasi Liveprobe mit unserem neuen Mixer Rainer nutzen. Auch das ein oder andere Demoband entstand hier und es ergaben sich vielfältige Kontakte zu Musikern aus anderen Städten, die hier gastierten oder zu jungen KollegInnen, die aus einer ganz anderen Epoche zu stammen schienen. Die 80-er Jahre, zwischenzeitlich, hatten begonnen...

„Schön, dass mir das alles noch wieder einfällt, aber was hat es mit meinem Referat zu tun?“ Allmählich wird mir klar, dass es auch im Nachhinein viel schwieriger ist, direkt aus einer Szene heraus zu beschreiben, wenn man zu dolle drin gewesen und fast zu spät und zu plötzlich ausgestiegen ist. Vor allen Dingen, wenn einem im Nachhinein viele Dinge ursächlich doch noch in einem anderen, bisher so nicht registrierten Licht erscheinen. Ich ahne, was da noch mitgespielt hatte, was ich damals für selbstverständlich hielt, doch das mir selbst so unendliche Schwierigkeiten im Leben bereitete – ich hatte fast immer meine eigene Geschichte, Entwicklung und Wahrnehmung nicht oder nur unzureichend zur Kenntnis genommen und berücksichtigt. „Für heute reicht es“. Es ist 17.30 Uhr und bereits dunkel.

Ich suche in der neuen Parkgarage unter dem Auricher Marktplatz nach meinem Fahrzeug. „Gute Güte, die haben aber auch keine Bausünde ausgelassen. So- was verwinkeltes!“ Schließlich finde ich den Wagen und nach ein paar Runden sogar eine Ausfahrt. Leider ist die in Richtung Leer - aber nun, durch Aurich kann man in fünf Minuten laufen. Da wird die Umfahrung kein Problem... wenn da nicht die raffiniert ausgekugelte Ampelschaltung und eine baustellenbedingt ebenso verzackte Straßenführung wären, die solchen Ideen gleich einen Strich durch die Rechnung machen. Ein von außen kommender Besucher wird doch etwas länger an diesem Ort verweilen als nötig und gezwungen, auf diversen, nicht ganz nachvollziehbaren Routen, einen Weg Richtung Dornum zu finden.

Gegen 18.00 Uhr scheine ich auf Kurs zu sein. Irgendwie habe ich zwar eine Abbiege verpasst, aber es gibt ja noch den Weg an der Kondensatorenfabrik vorbei über Georgsfeld, mein alter Alternativschulweg. Schon wieder falsch. Geradeaus fahren und nicht in den Breiten Weg abbiegen. Nützt nichts. Ich lande beim JZ „Schlachthof“, das sogar offen ist - wo es heute mal kein Punkkonzert gibt aber einen leckeren warmen, billigen Kaffee.

„Täschchen-Hermann“ ist der einzige, den ich in der Teestube erkenne. „Der wird hier noch eines Tages sterben, immerhin, sie haben ihn wohl in Ruhe gelassen und nicht wieder in eine Behinderten-Zwangsarbeitsmaßnahme gesteckt“. Einige leicht angepönte Kids beäugen mich misstrauisch. Ja, der Altersunterschied ist durchaus schon erkennbar, den „Sozpäd“ sieht man mir aber hoffentlich nicht gleich an. Und für einen Undercover-Kripo-Beamten wird man mich wohl auch nicht halten.

Irgendeine halbwegs abgeschlossene Ecke mit einem jener aus Haushalten ausgemusterten Sofas finde ich frei, nicht ohne mich zu wundern, auf was für durchgesessenen Möbeln man sich früher wie heute rumgefleetzt hat. Es ist wirklich seltsam: Damals habe ich in solchen Ecken gerne mal auf die schnelle ein paar Textzeilen zusammengehauen, heute erklingen aus der Hausanlage, einem Eigenbau, „Tocotronics“ und ich blättere in einem alten Tagebuch rum. „Live-Auftritte“ steht in „künstlerischen Krakelbuchstaben“ drauf. Gespannt blättere ich drin rum, finde eingeklebte vergilbte Fotos, ein paar Preeseartikel aus dem „Round Up“ der Ostfriesischen Nachrichten und tatsächlich einige Konzertaufzeichnungen.

On the road 1 (1974, erster richtiger Auftritt, Tagebuchauschnitt)

Die Grüne Tanne in Tannenhausen ist eine normale Dorfkneipe mit Saalbetrieb. Sonntags ist hier immer Disco. Ab 15.00 Uhr kann man für 50 Pfennig einen Einlassstempel erwerben, der gilt bis 20.00 Uhr. Meist ist ein etwas rundlicher, bärtiger Student aus Norden an der Disco, für die er extra seine Plattenspieler und Platten mitbringt. Zwischen aktuellen Hits und Oldtimemusic, schnellen und Engtanztiteln spielt er alles, was man so hören mag und im Radio zu hören bekommt. Einmal im Jahr ist hier das berühmte 3-tägige „Rock and Blues-Festival“. Für mich diesmal etwas ganz besonderes, denn nach drei Jahren Zuschauen bin ich das erste Mal live mit eigener Band dabei. Unsere Gruppe heißt „Methys“, ein klassisches Rocktrio. Wir haben genau drei selbstgeschriebene Instrumentaltitel im Stil der UFO sowie „Junior's Wailing“, den alten Bluesrockklassiker von Status Quo, im Programm.

Ausgerechnet am Sonntag sind wir dran, zwischen den Bluesrockern „Euklid“ aus Norden und „Protoplasma“ aus Aurich, die diesmal als Headliner angekündigt sind. Ganz schlechte Karten für nervöse Bühnenneulinge oder auch verdammt gut eingestuft (leider viel zu hoch...ich und meine große Klappe mal wieder...so'n Mist!). Euklid beenden gegen 18.00 Uhr ihr Set, nicht ohne eine und noch eine Zugabe. Bei uns wächst die Nervosität übers lampenfiebrige ins bodenlose. Alles was wir vorher in unserer Begeisterung an den eigenen Stücken an Fehlern im Programm grade gehört hatten, wird auf einmal im Bewusstsein überdeutlich und das Selbst in demselben immer kleiner.

Egal, trotz Zähneklapperns bauen wir auf, viel ist es ja nicht und beginnen nach der Ansage des DJ's, der den Bandnamen natürlich falsch betont, etwas übereilt mit unserem Programm. Bei dem Affentempo, das wir auf einmal vorlegen, sind wir nach bereits 15 Minuten mit unserem Programm, das eigent-

lich 30 Minuten dauern sollte, zu 80% durch. Da muss etwas gestreckt werden. Mutig geworden, da es kaum Verspieler gab, baue ich noch schnell ein kleines Bassolo ein während Andreas am Schlagzeug einfach den Takt hält und Helmut an der Gitarre ein Tschakatschak spielt, obwohl das so vorher nicht geplant war. Das schafft noch 2 Minuten extra. Trotzdem reicht es nicht. Also: die Zugabe mit reingenommen. "Junior's Wailing" kommt tatsächlich verspielerfrei und mit ausgedehntem Gitarrensolo und zwei zusätzlichen Strophen rüber und ich soll sogar die paar wenigen Textzeilen gesungen haben, wie man mir später berichtet hat.

Die vertragliche halbe Stunde schaffen wir mit Ach und Krach, und bauen genauso schnell wie wir aufgebaut haben, ohne die verlangte Zugabe zu geben, wieder ab. Schweissgebadet und mit dem Bewusstsein, dass dies gerade mein erster „richtiger“ Auftritt war, auf den ich mich so gefreut hatte, stelle ich eine Stunde und drei große Bier später fest, dass ich eigentlich nichts davon mitgekriegt habe. Weder habe ich was von den 250 Leuten im Publikum mitbekommen, noch etwas von meinen Mitmusikern. Aber offenbar hat alles geklappt. Keiner hat gepfiffen oder mit faulen Eiern geschmissen. Und dass tatsächlich alle Stücke wohl offensichtlich ohne größere Blamage über die Bühne gegangen sind, erscheint mir auf einmal wie ein Wunder.

„Nicht schlecht,“ klopft mir später Helmut Reck, Bassler von Protoplasma, auf die Schulter. Ich versuche zu grinsen und halbwegs gelassen dabei auszusehen. Aber im tiefsten Inneren muss ich mir ehrlicherweise eingestehen: Auf eine solch große Nervosität war ich nun gar nicht vorbereitet. Das kann ja nur...das muss auch um einiges besser werden, sonst stirbt man am Ende glatt, bevor der erhoffte große Durchbruch kommt....

„Na so was“, denke ich schmunzelnd, klappe das Heft erst mal wieder zu und lausche einem weiteren Gesprächsteil über damals im Kopfhörer.

Alles selbst ausprobieren oder: Da schmunzelt der Roadie!

....Die Selbstbastelei von Lautsprecherboxen u. Verstärkern war für mich seit ich Musik machen wollte, eine der wichtigsten Beschäftigungen und das in zweierlei Hinsicht. Erstens hatte man als Jugendlicher sowieso nie genug Geld und wollte trotzdem „richtig laut losrocken“ und zweitens war es neben der zeitweisen Suche nach einem neuen Proberaum wohl das einzige Thema, um in der lokalen Musikszene, die aus ca. 3-5 Bands bestand, überhaupt mit dem „gegnerischen Revier“ kommunizieren zu können.

Und so traf man sich, natürlich zufällig, im Sommer in der Eisdielen am Markt, im Winter in einer der lokalen Kneipen, saß meistens „zufällig“ in der Nähe von einem der Bastler, von dem man entweder über ein neues Bastelprojekt gehört hatte oder es vermutete und „kam dann irgendwie“ ins Gespräch. Im Vordergrund stand dann natürlich das „aktuelle eigene Großvorhaben“, aber es kamen natürlich auch die verschiedensten anderen Themen und jeweils „neuesten Erkenntnisse“ auf den Tisch.

Eigentlich so ganz nebenbei eine sehr lehrreiche Geschichte. Ich erfuhr nicht nur alles über Lautsprecher, Messdaten, Preise und Bezugsquellen und was sonst noch wichtig war, sondern auch wo und wie man sich im eigenen „Städele“ mit so wichtigen Bauteilen und Werkzeug versorgen konnte. Es gab bis auf die Lautsprecher alles in den Auricher Fachgeschäften. Van Hettinga in der Norderstraße hatte Kofferecken, Griffe und Gummifüße. Es sah zwar immer etwas abenteuerlich aus, wenn man diese wenig gefragten Artikel erwerben wollte. Doch aus einer der oberen Etagen der 3 x 6 Meter messenden Schubladenwand zauberte einer der Verkäufer, meist ohne lange zu suchen, das Gewünschte hervor. Kabel bekam man bei Rolf Janssen an der Leerer Landstraße, Kunstleder verschiedenster Coleur bei Farben Lehmann in der Osterstraße und das Holz, bzw. Spanplatten schnitt einem einer der kleinen Tischlerbetriebe in der Umgebung zu. Man erfuhr bei dem Musiker-Klonschnack ebenfalls nebenbei, woran die gerade andere Band denn musikalisch werkelte, was für Musik man favorisierte, wer gerade wo ein- oder ausgestiegen war, usw., usw..., also so etwas ähnliches, wie „Tratsch im Treppenhaus für angehende Männer“...

....In unserem Plasmadomizil, der alten Ziegelei in Middels, einem winzigen Dorf an der Bundesstraße Aurich/Wittmund begannen dann auch die ersten richtigen tontechnischen Experimente. Lautsprecherboxen-selbst-bauen war ja eh an der Tagesordnung, weil das Zeug sonst unerschwinglich war und außerdem meistens dann doch nicht die Klangeigenschaften hatte, die man sich erträumte.

Ähnlich abenteuerlich verhielt es sich mit der NMI-Lichtanlage. Die war zwar auch Eigenbau, lieferte aber bei entsprechender Bedienung des original Lichtschalter bestückten Pulsts schönes Bühnenlicht,

nur aufbauen durfte sie immer nur Walter, unser damaliger Manager. Warum das so war erfuhr ich erst später: In Ermangelung von genügend Steckdosenverlängerungen oder weil die entsprechenden Einbaubuchsen an seinem Lichtmischkasten zu teuer waren, gab es diverse Kabel mit 2 Steckern. Daher durfte die NMI-Lichtanlage immer nur in einer bestimmten Reihenfolge aufgebaut und erst zu allerletzt an den Stromkreis angeschlossen werden, damit keiner anfängt zu zappeln. Erst ein paar Jahre später schaffte er im Rahmen eines Künstlerfundus der „Ostfriesischen Landschaft“ eine richtige Lichtanlage, die jeder ausleihen konnte, bis dahin spielten wir bei jedem Konzert quasi „Russisch` Roulette“.

Bei einem „Grobschnitt“-Konzert 1977 in „Brems Garten“, wo ich als Roadie mein Taschengeld aufbesserte, stieß ich zum ersten Mal auf eine PA, die mich auf Anhieb soundtechnisch überzeugte. Die hatten einfach HiFi-Breitbandlautsprecher in riesenhaften Mengen in kleine Boxen gebaut, dazu ein paar große Basssysteme und erzeugten damit einen druckvollen und zugleich filigranen Sound. Als Aufbauhelfer kam ich bereits tagsüber rein und hatte ausreichend Gelegenheit die tontechnische Arbeit in Augenschein zu nehmen. Ich hab` die Jungs dann nach dem Konzert so lange mit meinen Fragen gelöchert, bis sie schließlich Namen und Wohnort des Soundanlagenerfinders rausrückten. Dieser kam nach einigen Telefonaten tatsächlich mit einem Bauplan für die Kleinsysteme rüber.

Das Nachbauen erwies sich dann allerdings doch als ziemlich mühsam und zeitaufwendig. Und statt der geplanten 8 Boxen mit je 16 Breitbandlautsprechern wurden es doch nur 2, die dann allerdings auch bei sehr kleinem Volumen satte 300 Watt Leistung brachten. Das war enorm viel! Damals konnten Gesangsboxen maximal 120 Watt Entstufenleistung vertragen. Diese Boxen knickten auch bei unseren manchmal etwas arg rabiaten Beanspruchungen nicht ein, wie manche Vorgänger, deren Bauruinen sehr zum Leidwesen meiner Eltern in der häuslichen Garage oder auf dem Dachboden ein Dasein in trauter Abgeschobenheit fristeten...

Das erste „richtige“ bandeigene Mischpult, ein MM 12 Kanalteil war nicht nur der Hit schlechthin sondern stillte auch jenes Verlangen nach „ungeahnten neuen Möglichkeiten“ und brachte einen „im Szeneinteresse ganz nach vorn“. Waren die selbstfabrizierten Gesangsmischverstärker irgendwann doch „abgeraucht“ oder wegen ständiger Ausfälle eher zu einer Dauer-Warte-/Reparaturposition verdammt, konnte jetzt mit Hilfe zweier Maquis-Röhrenentsufen, einem Echolette Bandecho sowie den erfolgreichen Überbleibseln der Lautsprecher-Selbstbau-Experimente endlich „richtig Sound“ gemacht werden.

Die ersten Schritte in Richtung „richtig Sound machen“ gestalteten sich dann auch ebenso akribisch, wie belustigenswert - eben mit einem unendlichen Aufwand an Gespräch und natürlich „nicht vorhandenen“ Soundvorstellungen, so- dass bei einem Auftritt der „demokratische Familienmix“ an der Tagesordnung war. Dabei umstanden dann alle Bandmitglieder, bis auf den armen, dessen Sound gerade eingestellt wurde, das Pult - drehten und schraubten mal hier, mal da im Pult herum, bewunderten die Ausschläge der VU-Meter, diskutierten über die beste Einstellung, veränderten dann wieder alles und protokollierten, um es beim nächsten Gig, eher sogar in der nächsten halben Stunde, wenn denn alle zusammen gespielt hatten, doch wieder komplett zu verändern.

Diese Prozedur konnte gerne mal bis zu zwei Stunden in Anspruch nehmen, zumal ja auch jeder sein Instrument in den Vordergrund gewissenhaftester Abnahme gestellt wissen wollte. Das Musikprogramm betrug meistens nicht viel mehr als eine Stunde. Dass man zur Umsetzung solcher Ansprüche auch bessere, als die von uns genutzten Billig-Batterie-Kondensator-Mikrofone hätte nehmen müssen, wurde dabei geflissentlich nicht zur Kenntnis genommen.

In der Regel war dann irgendwann jeder so halbwegs zufrieden, nur dass der Zuschauer die wunderbare Mixarbeit im Detail wegen der zumeist viel zu großen Grundlautstärke in den jeweiligen Konzerten an der „größeren Wohnzimmer, Jugendzentrum oder kleine Discothek“ oder schlicht und einfach wegen kompositorisch unfertiger Songs oder auch eigenem „Vollgekifft-Seins“ nicht so ganz würdigte, fiel uns erstmal nicht ein. Immerhin: Es waren die „derzeit besten Erkenntnisse“ („trial & error“ lässt grüßen) zum Einsatz gekommen.

Als wir schließlich Anfang der 80-er endlich eine richtige Touranlage gebraucht aus allen Teilen Deutschlands zusammengekauft hatten, war sie doch etwas überdimensioniert. Die Aktion der Anschaffung hatte trotzdem gigantische bis abenteuerliche Ausmaße. Das Pult, eine 16/4/2er Studio-master-Konsole, erwarben wir von „Guru Guru“, Abholung irgendwo in Bayern. Die Riesenbassboxen Marke EV-Jumbo kamen aus dem letzten Tourbestand der „Rodgau Monotones“ und wurden aus Aschaffenburg rangekarrt, Endstufe und einige Mikros stammten von „Timeless“ aus Oldenburg und die Lautsprecher für die Monitore sowie eine weitere Endstufe holten wir bei „Franz K“ in Witten ab. Der Rest rekrutierte sich aus lokalen Beständen aufgelöster Bands, ein richtiges Sammelsurium bundesdeutscher Krautrockgeschichte, das aber in der Kombination erstaunlich gut klang.

Als wir beim ersten Test der neuen Jumbo Bassboxen im Auricher Schlachthof auf einmal im Nebel standen und dann herausfanden, dass dies Kalk war, der von der Decke rieselte, weil die Dinger tatsächlich bis 30 Hz runtergingen, musste noch ein Equalizer her, schließlich wollten wir ja mit der Anlage auftreten und nicht den Auftrittsort in seine Bestandteile zerlegen. Da wir die nächsten Konzerte allerdings eher in Räume à la Clubgröße, bzw. Schulaula oder mittlere Turnhalle bestritten, fragten wir uns doch recht bald ob denn diese „Möbelkarrerei“, die bei jedem Gig immer Großumzugsdimensionen annahm, wirklich nötig sei. Egal, die Veranstalter zahlten damals eben auch besser, wenn man eine „amtliche“ PA vorweisen konnte.

Wir konnten unsere „erste richtige PA“ gerade mal zweieinhalb Jahre einsetzen, dann hatte sich die Band in alle Winde zerstreut. Immerhin, das Jugendzentrum „Schlachthof“ übernahm die Anlage zu einem fairen Preis und sollte damit manches schöne Konzert beschallen und dem ein oder anderen Jugendlichen einen Einstieg in ein späteres Arbeitsgebiet als Tontechniker ermöglichen....

„Moin Kalle, was machst Du denn hier?“. Ich schrecke auf. Vor mir steht livehaftig „Jagger“, jener ewig hungrige Drummer, mit dem ich Anfang der 80-er in der Band „Wahn3eck“ einen kurzen Ausflug Richtung neue deutsche Welle unternommen hatte. Er gehört zur Nachfolgegeneration, also den Muckern der frühen 80-er, ist irgendwie in Aurich geblieben und dabei nicht schräg drauf gekommen. Wir quatschen uns fest, über Musik und Szene und überhaupt und sowieso - es ist fast wie früher, aber auch wie in einem Film, der außerhalb von mir abläuft, fast ein Dèjà-Vu, aber nur fast. Gegen 22.00 Uhr will ich dann doch los, nicht ohne noch einmal einen Blick in den Veranstaltungsraum zu werfen. Diesmal haut es mich fast um: Rechts und links neben der Bühne stehen die großen PA-Türme unserer alten Anlage - und das nach über zwanzig Jahren!!! Das ist echt zu viel auf einmal. Auf soviel Gestern im Heute bin ich echt nicht vorbereitet.

Verlasse fluchtartig das Gelände, finde in dieser Nacht nur schwer Schlaf, träume immer wieder fetzenartig unzusammenhängendes Zeug, der etwas wilderen Art. Einmal stehe ich im Traum neben einem frisch aufgeschütteten Grab, aus dem eine metallic-blaue Stratocaster wächst. Ich trete näher ran, will den Namen lesen, „HERMA...“, aber die Buchstaben verschwinden, das Grab verodet vor meinen Augen, ein Sandsturm, ich weine, der Boden wird brüchig, falle ins bodenlose, usw.. Werde wach. So, oder so ähnlich geht es weiter. Krame schließlich noch mal das Tagebuch mit den Liveberichten raus...etwas lesen soll ja sehr beruhigend wirken.

On the road 2 (1977, Meppen im Emsland, Tagebuchauschnitt)

Ich dachte, nach den Höhen und Tiefen der diversen Konzerte, die ich mit „Epping Forest“ in der ostfriesisch/norddeutschen Provinz erleben durfte, könne mich live nichts mehr schocken. Nun war ich seit anderthalb Jahren endlich Mitglied bei „Protoplasma“ und unser erster Gig stand bevor. Vorsichtshalber oder um uns einen Gefallen zu tun, hatte Walter, unser Manager, einen Ort außerhalb von Ostfriesland gewählt, wo der Name sehr gut gelitten war. Meppen im Emsland, bzw. ein Dorf in der näheren Umgebung mit einem „Festsaal“. Die vorige Besetzung hatte vor zweieinhalb Jahren in dieser Gegend einen grandiosen Gig beim ersten lokalen Deutschrockfestival neben solch renommierten Gruppen wie Novalis und Grobschnitt absolviert. Jetzt schickten wir uns an, in diese Fußstapfen zu treten.

Unser wohleingeübtes Programm besteht aus genau 12 Titeln. 7 Losgeh- und Feuerzeugschwenknummern aus dem Programm der alten Protoplasma, 4 neue Stücke und eine Jam, d. h. ein Titel, von dem wir zwar die Tonart, ein paar zyklische Harmoniefolgen und den Rhythmus kennen, von dem wir aber nicht wissen, wie er verlaufen wird. Da wir bis jetzt fast die Hälfte unserer gemeinsamen Musiziererei in der Ziegelei mit „Jammen“ zugebracht haben, sind wir diesbezüglich guter Dinge.

Abfahrt unserer bis unters Dach vollgestopften Wagenkolonne aus 2 R4 Kastenwagen, eines Audi 100 ohne Beifahrersitz und Walters Mercedes mit der NMI Lichtenanlage gegen 14.00 Uhr bei der Ziegelei. Ab Papenburg beginnt sich der zunehmende Katholizismus dieser Gegend in Form von an der Straße aufgestellten Jesuskreuzen bemerkbar zu machen. Wir spötteln was von wegen „Jupp an der Latte“ und so. Ankunft am Auftrittsort 16.20 Uhr. Ein Dorfgasthof mit etwas größerer Bühne mitten im Ort direkt neben der Kirche.

Erstmaliges Aufbauen und Ausprobieren unserer neuen Anlage. Gegen 18.00 Uhr erscheint „Schmid-di“, unser langjähriger Kollege, der freundlicherweise eine Dreiviertelstunde Vorprogramm machen wird. Soundcheck. Schmiddi ist um viertel vor Sieben zufrieden. Wir haben ja noch Zeit zum Proben und fangen an. Gerade als alles eingestellt ist, erscheint ein Mann in schwarzer Robe, der sich als der lokale „Hochwürden vom Dienst“ herausstellt und untersagt das weitere „laute Getöse“, da nebenan in der Kirche bis um 20.00 Uhr Messe und dafür Stille notwendig sei! Alles Verhandeln nützt da nichts, auch der Wirt stellt sich auf die Seite des Schwarzmantels.

Während also die Gemeinde nebenan dem Kirchgang fröhnt und wir mehr oder minder trocken übend versuchen die Zeit zu überbrücken, beginnt der Wirt seine Theke um einen weiteren Ausschank zu er-

weitem. Draußen treffen ein paar Jugendliche in VW Käfern von außerhalb ein. Gegen 20.00 beginnt sich der Saal schnell zu füllen. Aus der Kirche ergießt sich die Gemeinde ebenfalls in den Veranstaltungssaal. In aller kürzester Zeit wird die Theke gestürmt. Da hat Hochwürden wohl wieder schwerverdauliches gepredigt, dass dermaßen nachgegossen werden muss.

„Schmiddi“ beginnt sein Programm, nicht ohne mit einem Schmunzeln „die Gemeinde nach dem allabendlichen Kirchgang nun ganz herzlich zum Rockkonzert“ zu begrüßen. Schöne Covernummern alter Bluesklassiker mit Mundharmonika zur Gitarre. Die Stimmung unten ist gut. Viel Applaus. Gut so. In der Pause wird wieder sturmartig die Theke belagert. Das hält auch noch während der ersten zwei Stücke unseres Programms an. Die haben ja richtig Durst.

Trotzdem wird es ein richtig guter Abend. Wir spielen das gesamte ziemlich Set fehlerfrei. Die anfänglichen Unsicherheiten schwinden und die Stimmung steigt auch bei uns. Unten scheint das auch so zu sein, was allerdings auch mit dem immensen Alkoholkonsum der Gemeinde zu tun hat. Applaus und Gröhlen halten sich die Waage. Dann das Zugabenset. Wir haben nur zwei Stücke eingeplant. Gefordert werden mindestens 5. Beraten kurz hinter der Bühne, kopfschüttelnd, ob die da unten das ernst meinen. Dann ergreift Hacki, unser Schlagzeuger die Initiative und betritt alleine die Bühne: „Also jetzt wollen wir mal alle zusammen was singen“. Er stimmt „Der Mond ist aufgegangen“ an und die Gemeinde singt laut und etwas tempounsicher mit. Als denn die Stimmung sich dergestalt dem letzten Höhepunkt entgegen wankt, spielen wir noch ein letztes: „Jonny B. Good“, den alten Rock’n’ Rollklassiker zusammen mit Schmiddi am Gesang und an der Bluesharp.

Die Rücktour treten wir gegen 24.00 Uhr an. Ausladen morgen. Unterwegs jede Menge Lichtgewitter. Unsere völlig überladenen Autos liegen natürlich hinten zu tief und wir blenden den Gegenverkehr. Als wir gegen 2.00 Uhr wieder in Aurich ankommen, sind wir irgendwie zufrieden mit unserem ersten Konzert und erstaunt über die neuen Erkenntnisse des Zusammenhangs von zuviel „Spiritus Sanktus“ und den beobachteten Alkoholexzessen.....

“Oops, das war doch lustig“...Aber müde werde ich so auch nicht. Schon wieder Gedankenfluten. Irgendwann gegen 4.00 Uhr garniert eine halbe Flasche Rotwein als Dressing diesen Kopfsalat..., danach ist endlich Ruhe.

Unterwegs...

Am nächsten Morgen beschließe ich, einen Ausflug in die Krummhörn zu machen. Sogar die Sonne scheint, ein Moment, den der Besucher in Ostfriesland zu dieser Jahreszeit eher selten vorfindet. Es wird eine etwas längere Tour, vorbei am ewigen Meer und dann ab Marienhafen nur noch auf den typisch ostfriesischen engen Landstraßen mit den ebenso typischen nach Lee gerichteten Bäumen. Ich frage mich, wie viele Jahre es wohl braucht, bis die überall an der ostfriesischen Küste aufgestellten Windgeneratoren eine ähnlich gekrümmte Haltung wie die Bäume einnehmen....

In Pilsum, einem kleinen Warftendorf direkt hinterm Deich zwischen Norden und Emden, das noch nicht so erschrecklich touristisch rausgeputzt ist, finde ich den passenden Ort hierfür. Will ich doch noch einmal eine ganz andere Phase der frühen „Kulturaktivitäten“ gedanklich durchforsten, ohne Gespräche und Momente lästiger Konfrontation mit anderen Früherinnerungen...

Eine Gastwirtschaft mit einem kleinen Cafèraum direkt im Ortskern ist genau das richtige: Hier gibt’s erstmal eine Kanne Tee, der soll hier recht gut sein. Die ostfriesischen Teetrinkergewohnheiten sind ja nicht nur weltbekannt, sondern in jeder Hinsicht ein Kapitel für sich und für Außenstehende mitunter etwas befremdlich, sowohl was die Stärke des Gebräus, als auch die konsumierten Mengen angeht. Heinrich Heine hat sich nach einem Aufenthalt auf einer ostfriesischen Insel einmal mal sehr unwohlwollend darüber ausgelassen - dieses Weichei!!! Ich bin hier schließlich geboren, für mich ist der hiesige Tee, besonders der silbern verpackte aus Emden, etwas heiliges, das ich sogar schon bei beruflichen Reisen bis ins Baltikum und nach Marokko als gerne genommenes Gastgeschenk für unsere jeweiligen Partnerorganisationen mitbringe.

Aber heute will ich schreiben. Nach der 4. Tasse bin ich schließlich soweit. Mittlerweile ist das Referat eher in die Ferne gerückt und lustige Kapitelchen voller witziger Kleingeschichten tun sich aus den Chinakladden und meiner Erinnerung auf. Wie hat man eigentlich seine Freizeit so verbracht. Nun die Wochentage waren ja durch Schulbesuche zunächst einmal teilweise mit einer gewissen Menge an Zeit, vielleicht auch Inhalt gefüllt. Inwiefern das hier oder damals interessierte, bleibt mal dahingestellt. Gerne erinnere ich mich eigentlich nur an die Zeit mit der Schultheaterbühne. Doch die war zu kurz, um grundlegendes zu verändern.

Im Sommer gingen wir meistens an die Kiesgruben in Tannenhausen oder trieben uns am Großen Meer rum, im Winter waren die Angebote der Jugendzentren (natürlich gab es zunächst nur ein recht kleines am Hoheberger Weg, das aber recht schnell seitens der Stadt wieder geschlossen wurde) und

die der schon genannten Kneipen gerne genutzte Freizeitareale. Was mich als eher unsportlichen Vertreter anbelangt, habe ich die vielerorts kräftig tätigen Sportvereine nur am Rande zur Kenntnis genommen. Auch die freiwillige Feuerwehr oder der Schützenverein (für Dorfbewohner oder deren Kinder damals ein Muss, wollte man dazu gehören) hat mich nicht als aktiven Mitstreiter erlebt.

In meinen Kreisen war Musik eines der verbindenden Themen. Wer hat die neueste Scheibe von wem und zu welcher der drei bis fünf Discotheken pendelte man am Wochenende, bzw. an Mittwochabenden. Was tat man in den Discotheken? Manche „zogen einen durch“, andere tranken Bier, in erster Linie bestand die Anwesenheit jedoch aus rumsitzen, sinnieren, tanzen, Mädels kennen lernen, wenn das denn bei der dort üblichen Lautstärke möglich war, jemanden zufällig treffen und kluges Geschwätz absondern, wenn man nicht gerade mit einer Clique unterwegs war. Das hatte dann andere Qualitäten.

Die von uns bevorzugten „progressiven“ Discotheken lagen zunächst alle außerhalb des zu Fuß oder per Fahrrad erreichbaren Terrains. Also quetschten wir uns nach vorherigen Rundtelefonaten und Einsammeln der Reisewilligen meist zu viert oder zu fünft in Willi's Fiat 500, trafen unterwegs manchmal noch weitere Bekannte mit ähnlich beladenen Gefährten und schnauften manchmal wie eine kleine Karawane in Richtung „Newtimer“, „Meta“, „Fehnhaus“, „Charts“, „Ex“ und wie sie sonst noch hießen, ab.

Keine Einzeltour unter 30 km, an den Wochenendabenden war Ostfriesland „on the road“ - und wenn es einem in der einen Clitsche nicht gefiel, schon zu lahm wurde oder schlicht und einfach sonst niemand da war, den man kannte, fuhr man halt zur nächsten, wieder quer durch Ostfriesland, von Norden nach Ostgroßefehn, von Holtgast nach Moormerland, von Marx bis nach Harkebrügge im Saterland. Die Discotheken unterschieden sich außer ihrer Entfernung und den etwas unterschiedlichen Räumlichkeiten eigentlich nur in der Reihenfolge der abgespielten Musiktitel. Man konnte in etwa seine Uhr danach stellen, aber das störte uns wenig, es war überall so...

Auch das Pumpwerk in Wilhelmshaven, eines der allerersten Kommunikationszentren im Norden überhaupt, gehörte zu den mindestens einmal monatlich angelaufenen Orten, gab's hier doch die etwas exquisiteren Livekonzerte, z. B. von „Toto Blanke“, „Guru Guru“ oder ähnlichen Vertretern. Da konnten an nur einem Wochenende schon mal 200-300 Kilometer abgefahrte Strecke am Stück zusammenkommen. Mitte der 70-er eröffnete Toni Räver, ein etwas eigenwilliger DJ mit Ruhrgebietlerblut und einschlägigen Vorlieben für gut gemachte Rockmucke das legendäre „Old Inn“ in Sandhorst. Hier gab es eben auch hin und wieder ausgesuchte Größen der Deutschrockszene live zu hören. Unter anderem traten „Amon Düül II“ in einer ihrer besten Besetzungen auf, Charly Antolini und Pete York konnte man bestaunen, Kurt Cress war gleich 3 mal da und selbst die von mir so geschätzten „Lucifer's Friend“ gaben sich die Ehre und uns den Sound. Selbst meine Blutsverwandschaft aus Marburg, war in Form der Band Scrifis mit absolut schönem Gesang auf american Funkyrhythmen dort zu Gast. Wusste bis dato gar nicht, dass die so klasse Musik machten, nun ja es lagen zwischen Kindheit und Jugend ja auch ein paar Jahre...! Jedenfalls: die zurückgelegten Gesamtwochenendstrecken wurden seitdem etwas kürzer.

Viel wichtiger als die Kilometerfresserei war jedoch der persönliche Austausch. Wer hatte gerade welche Probleme, was gab's neues. Wir haben unterwegs viel gesprochen, Dampf auf den Tanzflächen abgelassen, Lebenspläne gesponnen, kleinere Krisen durchgearbeitet, neue Leute kennen gelernt, Verbindungen geknüpft und sich das ein- oder andere Verhalten voneinander abgeschaut, bevor wir nachts gegen 4.00 oder 5.00 Uhr meist noch bei einem privat aufschlugen und den Rest der Nacht bei einem Spiegelei oder Toast beschlossen. Eine solche Tour war ein Therapeutikum ersten Ranges, das Kraft für die nächste Woche gab und den ein- oder anderen, auf die jeweils anstehenden Situationen zugeschnittenen (Über)Lebenstipp zu Tage förderte.

Eine andere Form der Mobilität waren die sogenannten **Exkursionen mit anderen Muckern:**

...Not macht bekanntermaßen erfinderisch und führt auch "Gegner" zusammen....., das galt vor allem, wenn es ums liebe Taschengeld ging, was bei mir immer eher zu knapp war. Da galt es dann halt einerseits die große Klappe mal etwas kleiner zu halten und, extra sichtbar ausgerüstet mit „Riebes Fachblatt“ unterm Arm, bei den ortsinternen „Musikerfachgesprächen“ in der Eisdiele zu erlauschen, wer denn gerade welches Musikfachgeschäft in einer anderen Stadt zwecks Erkundung neuester Entwicklungen anzufahren gedenkt und dann irgendwann mal vorsichtig anzufragen, ob man evtl. mitkommen könne.

Bis 1975 waren dies zunächst die Leute von „Dusty Flesh“ (später „Aurica“ oder „Shamari Kajo“), die doch etwas weiter über den Tellerrand schauten und schon mal nach Oldenburg, Wilhelmshaven oder auch Hamburg fuhren. So eine „Reise“ begann gegen 9.00 Uhr, bedurfte einiger Vorbereitungen (z. B.

das „Schule schwänzen“ entsprechend einzutarnen), dauerte zumeist einen ganzen Tag und ließ tatsächlich einen Eindruck von „on the road“ sein aufkommen.

In den entsprechenden Musikgeschäften, wie „Rico F...“ in Oldenburg oder „Amptown“ in Hamburg stand unsereins dann eher staunend rum und bewunderte all die schönen Instrumente, Verstärker und Anlagen, die man sich noch nicht leisten konnte, die aber so schrecklich wichtig erschienen für das eigene Musizieren, während die Kollegen mit gezielten Fachfragen über Möglichkeiten, Preise und Entwicklungen auf dem Gebiet der Tasteninstrumente stundenlang die Aufmerksamkeit des sogenannten „Fachpersonals“ im Banne hielten. Zudem schien das Umfeld dieser Läden und eben das genannte Fachpersonal selbst von einer Aura befremdlicher Spannung umgeben.

Die Läden waren entweder in Bahnhofsnähe angesiedelt, was in Oldenburg und Wilhelmshaven mit „Rotlichtmilieu“ gleichzusetzen war oder direkt neben der Szene wie „Amptown“ in Hamburg in Nähe der Reeperbahn. Dieses ließ im Nachhinein zumindest eine gedankliche Nähe von Rockmusik und Prostitution und Abenteuer konstruieren. Somit bedeuteten für mich als Provinzjugendlichen diese Ausflüge auch einen ersten Touch mit der „großen weiten Welt“, wenn auch nur von außen - was letztendlich auch ganz gut war.

Auf der anderen Seite sind mir bei solchen Besuchen zum ersten mal leibhaftige Klischeefiguren, wie „der schmierige Makler“ in Form solcher Musikalienhändler begegnet. Das sind Leute, die sich zunächst einmal uninteressiert und mundfaul gegenüber Menschen wie unsereins geben, aber mit einem untrüglichen (manchmal auch blindmachenden) Instinkt für das Geld potentieller Kunden ausgestattet sind und, bei Witterungsaufnahme eben dieses Geldes, sich blitzartig in einen fast höflingsartigen Fachberater (blablasplotsbla, rarbarbera, schleim, schleim...) verwandeln können.

Einen Vertreter dieser Spezies gab's jedenfalls auch in Oldenburg. Besagter Händler zeichnete sich nicht nur durch die voran genannten Eigenschaften und eine gewisse Nähe zum ihn umgebenden Milieu aus, was ja von sich aus schon kostenintensiv ist, sondern übernahm sich zudem ständig beim Einkauf, was saisonal bedingt oft zur Folge hatte, dass sein Laden zwar voll stand, die Kundschaft ihr Geld aber gerade lieber für den Sommerurlaub ausgeben wollte. (Wer braucht im Hochsommer schon einen Röhrenverstärker, wenn man eh lieber am Strand rumliegt?)

Dieses zusammengenommen kann sich durchaus als Nachteil erweisen. Lange Zeit kursierte in der einheimischen Szene die Geschichte, dass einige der frühen „Plasma“-Mitspieler bei einem Besuch dieses Geschäfts zur „Hochurlaubssaison“ und somit nahender Pleite mangels Verkauf, einen Hunderter (hinterstopft mit Papier) aus der Hemdtasche haben schauen lassen und dann nach gesehenem Augenblitzen und Wallen des Fachverkäufers einen geschlagenen Tag alles, aber auch wirklich alles, in seinem Laden ausprobiert haben, um ihm dann am Ende des Tages einen gebrauchten Gitarrenverstärker unter Einkaufspreis aus dem Kreuz zu leiern.

Ein weiteres, nie geahntes Objekt des Besuches, erwuchs 1977 in Gestalt und Person eines Kleiderbügelherstellers in Rinteln. Der hatte irgendwann einmal seine Produktion erweitern wollen und sich mit einem Hannoveraner Ingenieur zusammengetan. Die daraus entstandene Firma nannte sich „Marquis“ und schickte sich an, das deutsche Pendant zu „Marschall“ oder „Hiwatt“ zu werden.

Die Amps und Boxen waren für die damalige Zeit technisch wirklich gut aufgebaut, aber viel zu teuer und für viele Gitarristen nicht „soundig“ genug, was nach nur drei Jahren des Bestehens zur Folge hatte, dass der Kleiderbügelfabrikant wieder nur Kleiderbügel fabrizierte, zudem aber ein Riesenlager von Verstärker-, Lautsprecher- und Boxenrestbeständen „zu günstigen Konditionen“ leeren musste. So lernte ich dann auf einer entsprechenden „Anschautour“ auch mal das Weserbergland kennen. Reisen bildet bekanntlich!

Eine andere solche Exkursion sollte gleich mehrere Tage in Anspruch nehmen. Diesmal hieß das Objekt der Begierde „Musik Produktiv“, die zu damals un-glaublich günstigen Konditionen „Sound City“ Amps und MM-Mischpulte zum Versand anboten. Mit Musikern von drei Bands juckelten wir mit einer klapprigen Ente und Martin's altem Audi 100 an einem Wintertag zunächst nach Osnabrück, wo wir in einer WG pennten - jedenfalls versuchten wir das. Nach reichlich Genuss von „Gras“ aus dem angepriesenen Selbstanbau eines der Bewohner und einigen Flaschen, als Gastgeschenke mitgebrachten, billigen Rotweins gelang das auch.

Der nächste Morgen und die Hälfte des Tages bestanden dann allerdings aus bleierner Müdigkeit und Kopfschmerzen, was den Start der interessierten „Anschau-, Test- und Einkaufstour“ etwas verlangsamte. Aber einmal dort angekommen, schlug das obligatorische „Amp-Testosteron-Phänomen“ wieder durch und so waren wir bei Geschäftsschluss immer noch da, hatten uns noch für nichts entschieden aber nach einigen Telefonaten mit „Daheimgebliebenen“ und schlauem Geschwätz über

Verstärker als wichtiges Arbeitsgerät, das wohl ausgesucht sein will etc., für reichlich Aufsehen gesorgt.

Man ließ uns daher „gerne“ eine halbe Stunde länger wurschteln, kluge Sachen reden und alles begutachten. Kurzum, wir haben 4 Plektren, zwei Sätze Gitarrensaiten, zwei Klinkenkabel und einen Satz Bass-Saiten erstanden und, da es nach der Abfahrt glatt wurde, noch einmal zunächst einen Aldimarkt zum Weinkauf und dann die WG mit den eingangs schon beschriebenen Auswirkungen für den nächsten Tag heimgesucht.

An einer weiteren Exkursion habe ich zwar nicht selbst mitgewirkt, mir aber die Geschehnisse von verschiedenen Beteiligten erzählen lassen, schließlich hatte man ja gemeinsame Probleme: kein Geld, kein Geld, kein Geld und brauchte dringend einen neuen (meist den ersten) Verstärker. Irgendwann tauchte das Gerücht auf, man könne statt der in Deutschland für Bassisten üblichen „Marquis“- „Orange“- „Hiwatt“- oder „Marschall“-Amps (kaum jemand besaß ein solches Traumgerät) auch die kostengünstigen Verstärker der Firma „London City“ oder „Super City“ benutzen. Diese seien genauso gut aufgebaut und würden von holländischen Bands gerne gespielt. Allerdings waren diese Amps in Deutschland nur schwer zu kriegen und wenn, dann wollte der deutsche Händler auch entsprechen daran verdienen, was wiederum zu der schon erwähnten unerwünschten Preisgestaltung führte.

Irgend jemand hatte dann aber mal eine holländische Band befragt und erstaunliches herausgefunden: Diese Amps konnte man für den unglaublichen Preis von 350 niederländischen Gulden bei Abnahme von mindestens 5 St. über Rotterdam-Außenhafen als Re-Importe einkaufen. Die Szene kochte. Es wurde telefoniert, über Finanzierungen nachgedacht, gejobt, Geld geliehen und sich auch über mögliche Formalitäten des Import-/Exportgeschäfts informiert, eine Prozedur, die eine immense Fachwissensvermehrung der Szene auf wirtschaftlichem Gebiet zur Folge hatte.

Und so fuhren dann einige der vorhin erwähnten Musiker, ausgestattet mit der klapprigen „Freak-Ente“, dem nötigen Kleingeld, gültigen Ausweispapieren und einer geliehenen Händlerlizenz Richtung Niederlande. Rotterdam muss auf sie großartig gewirkt haben. Sie haben nach eigenen Aussagen einen halben Tag gebraucht, um den Außenhafen zu finden, einen weiteren halben, um reinzukommen und noch einmal solange, um dort den Re-Importe Verkaufsschuppen zu finden. Was sie sonst noch fanden und erlebten, wollen wir lieber ihrer eigenen Phantasie, in deren Reich ein großer Teil der Sagen und Erzählungen über diese Exkursion gehört, überlassen.

Kurzum, nach einer Woche waren sie wieder da, unendlich reicher an Lebenserfahrung (auch was das Gebaren des bundesdeutschen Zolls anbelangte, der in seinem „Drogendealerverfolgungswahn“ ihnen erst einmal das gesamte Fahrzeug auseinandergeschraubt hatte und sie selbst die Blechteile wieder zu einem fahrtüchtigen Auto zusammenbauen ließ), aber voller Stolz über das „Geleistete“. Ostfrieslands Rockmusikszene hatte fünf nagelneue „Super-City“-Verstärker, von denen ich kürzlich, 23 Jahre später, einen immer noch funktionstüchtig bei einer Norder Dixilandkombo wiederfand. Hier wird also Gerät noch gepflegt und notfalls selbst repariert!!!

„Dass mir keiner mehr sagt, Ostfriesen seien nicht vom Fleck zu bewegen“, denke ich, schlage die Kladde zu und verlasse nach 3 weiteren Tassen Tee die Gaststube. Will heute hier in der Gegend bleiben, das schöne Wetter nutzen, da fallen einem die netteren Sachen und Geschichten ein. Ein Spaziergang am Deich lässt mich vor einem rot-gelb geringelten Bauwerk erneut pausieren – Otto's Leuchtturm. Nicht, dass das Bauwerk noch einen Zweck erfüllt, außer da zu stehen, aber es scheint für viele Ottofans ein Wallfahrtsort geworden zu sein. Dies belegen unendlich viele mit einem Edding aufgetragene Sprüche und Comiczeichnungen an den unteren Ringen. Setze mich kurz hin und

Oben auf dem Deich schlägt mir ein frischer Nordwest entgegen. Das Gras ist leider noch zu nass um sich hinzusetzen, dafür ist die Sicht klar. Ebbe, endlose Schlickwüste, im Fahrwasser ein paar Kutter und eine Borkumfähre. Es riecht nach Salzwasser, Seetank und etwas nach Industrieabgasen. Gegenüber auf der anderen Seite liegt Holland...

Ich blinzel in die Herbstsonne, die jetzt um die Mittagszeit gerade noch genug Kraft hat. Irgendwann hab ich hier in der Nähe mal mit Hendrik, dem Percussionspieler einen ganzen Tag gesessen und über Gott und die restliche Welt und natürlich Musik und ihre Bedeutung philosophiert. Er hatte als Ethnotrommler einen ganz anderen Zugang zum Trommeln und zu Wirkungen von Rhythmus, kannte sich mit Trancezuständen und ähnlichen Geschichten aus. Das war mir damals auf einmal sehr wichtig, ich wollte einfach mehr darüber wissen, um es für die aktuellen Kompositionen einfließen zu lassen. Dass dies nur noch bedingt möglich war, da für mich, ohne dass ich es richtig wahrhaben wollte, bereits eine ganz neue Zeit jenseits von Protoplasma angebrochen war, spielte an jenem Tag noch keine Rolle.

Nach unserer gemeinsamen Zeit bei PP kam Hendrik noch ein paarmal nach Kiel und spielte so ganz auf die Schnelle einige Tabla- und Percussiontakes für unser Ethnomusikprojekt „Elmenland“. Mit Ihm war das Arbeiten bei Studioproduktionen auch ohne viel Gesabbel immer sehr effektiv. Man fühlte quasi, wie der andere im Moment davor ist und was aus ihm als musikalischer Ausdruck im nächsten Moment herauskommt. Die Wurzeln unserer musikalischen Kommunikation mache ich an eben jenem „Quasseltag“ hier am Meer fest. Ich gehe noch ein Stück am Deich entlang. Trotz Herbstzeit ist immer noch alles recht grün und gesund. Ich atme tief durch.

In den 80-ern fanden im Rahmen eines gestiegenen aufkommenden Umweltbewusstseins einige Demos, Proteste und Aktionen gegen die Luftverpestung durch die niederländischen Fabriken statt. In Ostfriesland, besonders an der Knock und in der Krummhörn begannen junge Bäume abzusterben. Wir sind mal mit einer Gruppe selbsternannter „Robin Woods“ per Fahrrad durch die Gegend geradelt und haben alle gefährdeten Bäume markiert. Erstes Fazit: „Dat de Bööm köttgeit, stöört mi nich, aber dat ji doar all witt Krüzen ubmolt, dat find ick nich in rie“, war nur eine der harmloseren Reaktionen auf unsere Aktion. Doch als dann über Jahre die Protestwelle immer breiter wurde und selbst auf politischer Ebene das Problem thematisiert wurde, bauten die Holländer schließlich doch Filteranlagen ein, der Mief verschwand und allmählich erholten sich zunächst Bäume und später auch das ostfriesische Gemüt. Schließlich gab es ja dann auch keine Kreuze mehr, um sich darüber aufzuregen.

Ich fahre weiter quer durch die Krummhörn, verlasse die Marschgegend mit ihren Warftendörfern und Großbauernhöfen. Der ostfriesische Geestrücken zeigt ein anderes Bild. Die Dörfer sind größer, die Bauernhäuser kleiner. Auch hier noch viele Schilder: „Ferienwohnung frei“. Kaum einer, der auf den kargen Böden noch Landwirtschaft pur betreibt. Die Touristen sind eine zunehmend wichtige Einnahmequelle geworden.

Dies hat auch zu massiver Bautätigkeit der ganz eigenwilligen Art geführt. Ein „typisches“ ostfriesisches Haus auf dem Lande besteht aus einem kleinen Wohntrakt mit meistens angrenzender Scheune. Diese Gebäude gibt es noch immer, nur haben die Bewohner mit den jeweils zur Renovierungszeit in Baumärkten vorhandenen Materialien kleinere Kästchen und andere eigenwillige Wohnkonstruktionen angebaut, so dass ein ziemliches architektonisches „Kuddelmuddel“ das vorherrschende Erscheinungsbild ist.

Mitte der 70-er Jahre standen viele der einzelnen Kleinhöfe leer, entweder weil es keine Nachfolger gab oder der Betrieb sich einfach nicht mehr lohnte. Für einige Jungstädter ein gefundener billiger Wohnraum. Die ersten Land-WGs entstanden Ende der 70-er. Dass das Leben auf dem Lande nicht nur gesund ist, sondern natürlich auch einer finanziellen Grundlage bedarf, zumal wenn die nie ganz winterfesten Butzen mal renoviert werden mussten, war vielen Land-WG-Aktivisten nur vage klar. Einige WG's lösten sich daher schnell wieder auf, spätestens wenn man im Winter anfang zu frieren, andere überdauerten. Einige Leute blieben und gestalteten dort ihren Lebensmittelpunkt neu, tragen heute zum Teil politische Verantwortung. Die meisten jedoch zog es nach kurzer Zeit wieder in ihre gewohnte Umgebung.

Dieses „Land-WG-tative“ Jugendleben, oft begleitet von Folkmusik oder sonstigen kleinkulturellen Aktivitäten hatte natürlich einige Vorläufer. Nicht dass diese in Süddeutschland schon wesentlich länger bekannte Kultur quasi wie eine Welle nach Ostfriesland geschwappt wäre. Mit diesen eher politisch orientierten Lebensformen hatte es nicht viel zu tun. Die Quellen lagen eher in einer ab 1976 einsetzenden, jugendkulturellen Wertewandlung. Ein Teil dieser Wandlung war mit Sicherheit in der auch in Ostfriesland bekannt gewordenen Festivalkultur und den häufigen Besuchen im nahegelegenen Holland zu suchen. Wo viele zusammenkommen entsteht ein anderer Austausch, man besucht sich gegenseitig, schmiedet Pläne, probiert neues aus.

Auch die bundesdeutsche Musikszene befand sich im tiefgreifenden Wandel. Es entstand eine Bewegung, ein Kontrast zu dem oft rein am Profit orientierten Kulturgeschäft. Einer der absoluten Höhepunkte dieser Gegenkultur war für mich das „Vlothoerlebnis 1978“. Vlotho, ein „Umsonst & Draußen“-Festival aus der Alternativjugendszene organisiert, gab es bereits seit ein paar Jahren als kleinere lokale Veranstaltung. Vlotho '78 sprengte dann auf einmal jeden bisher gekannten Rahmen und wurde später in der Szene auch als deutsches Woodstock bezeichnet. Die Entwicklung dahinter und davor gestaltete sich in etwa so:

...1976 setzte sich diese neue Bewegung im Festivalbereich fort. Hatten sich die kommerziellen Veranstaltungen zwar als Magnet für Acts der großen Rockszene erwiesen, war jedoch spätestens seit dem hochgesponserten „Scheeßel-Festival“ (das 1977 in einem Desaster endete) klar, dass dieses Modell der immer höher gezüchteten und teureren „Acker-Acts“ auf Dauer nicht funktionieren würde.

Parallel zu den kommerziell erfolgreicheren Deutschrock-Bands fanden sich unter dem Namen „Schneeball“ verschiedene Künstler und Bands aus der Jazzrock-, Folk-, Alternativrock- und Lieder-

macherszene zusammen und begannen, zunächst fern von kommerziellen Musikmarkt, eine eigene Infrastruktur für Konzerte, Festivals, Kunstaktionen, Plattenvertrieb und auch politischer Einmischung aufzubauen. Bands wie „Checkpoint Charlie“, „Embryo“, „Missus Beastly“, aber auch alternative Bühnen, allen voran das „Mathom Re-Theater“ und Liedermacher wie „Julius Schittenhelm“ bildeten die erste Generation dieser Bewegung, in deren Umfeld dann auch die ersten alternativen „Umsonst & Draußen“-Festivals stattfanden.

Einher mit dieser musikalisch künstlerischen Bewegung entwickelten sich in den Unistädten aus den Resten der Protestbewegung und Polit-WG's aber auch Landkommunen, neue Gruppierungen, die beginnende Anti-AKW-Bewegung. Lokale Protestinitiativen wie „Startbahn-West“ wuchsen schnell zu bundesweitem Interesse an, während in ländlicheren Regionen, auch in Ostfriesland, die alte kleinbürgerliche Mittelschicht mit Ihrem Mief aus Geschichtsverschweigen, romantisierender Kriegsschwärmerie und unter öffentlicher Deckung durch ihre auf Denkbeschränkung bedachten Presseorgane sich jeglichen Neuerungen verschloss und eine politisch und kulturell immer erdrückendere Atmosphäre verbreitete.

Doch auch unter Widerständen fand die Jugendkultur etwas abseits der offiziell geduldeten Lebensarten ihre Räume. Die JZ-Bewegung fand mit etwas Verspätung auch in Ostfriesland statt und so gab es neben der Kneipenszene und den paar versprengten „progressiven Discotheken“, die allerdings auch bundesweite Vergleiche nicht zu scheuen brauchten, endlich neue Auftrittsorte und eine geldbeutelfreundliche Alternative zu den doch auf Dauer zu teuren Kneipen-Treffpunkten.

Zudem war das auch eine Möglichkeit, erstmals politisch (jedenfalls meinten wir das damals) aktiv zu werden. Hierzu gehörte u.a. endlich eine KDV-Beratung, die auch funktionierte und natürlich sogenannte „Aktionen“. Da wurde dann schon mal spontan eine Kreuzung blockiert, um auf Schulmissstände aufmerksam zu machen, gegen die doch recht konservative und jugendfeindliche Lokalpresse anzugehen und Schulmobbing, dass in Aurich zu mehreren SchülerInnen-Selbstmorden führte, zum Thema zu machen....

In vielen kleineren Städten hatten sich Konzertforen mit mehreren kleinen lokalen Bands und einem überregionalen Akt etabliert. Das ganze zu erschwinglichen Preisen, so etwas wurde gerne angenommen. In Emden grün-dete sich das Emder „Musik-Ei“ und veranstaltete als Musikinitiative im neuen Theater solche Konzerte und auch die ersten mehrtägigen Musikfestivals mit lokalen Bands in verschiedenen Sparten in der Nordseehalle. In Aurich hatte die NMI (die Nordwest-Musik-Initiative) unter dem Namen „Sock-Hop“ das alte Schüler-Musikfestival reanimiert und führte im Ostfrieslandhaus regelmäßig kleinere Veranstaltungen neben den Konzerten mit den „großen“ Deutsch-rockbands durch.

Ab Mitte der 70-er kamen dann zunächst die musisch/künstlerischen, später alle diese Gruppen in größeren Bewegungen zusammen, die auch ihre kulturellen Aufführungspendants hatten, die sogenannten „Umsonst & Draußen“-Festivals. Waren es anfangs die kleineren Festivals in der Nähe, wie das zunächst zwei- später dreitägige „Papenburg Umsonst & Draußen Open Air“, das neben den lokalen Größen wie „Funkbob“, „Market“, „Circumstances“, „Amuthon“, „Cats TV“, „Paco Paco“ usw., Bands aus dem „Schneeball“-Umfeld und erstmals auch Theater wie das „Mathom Re“ (später auch ausländische Gruppen wie „Tribute“ aus Schweden) präsentierte, die von uns gerne und ausgiebig besucht wurden, so rückte doch spätestens seit der umfangreichen NDR-Berichterstattung ab 1978 das „Umsonst & Draußen“-Festival in Vlotho an der Porta Westfalica in den Vordergrund des Interesses.

Das war natürlich schon eine etwas andere Größe. Schließlich musste man ja zunächst erst mal die ca. 300 km per Tramptour abseits der schnellen Autobahnverbindungen zurücklegen und da man ja nicht alles mitschleppen konnte, hatten die meisten von uns, die so anreisten, lediglich ein paar T-Shirts und, wenn überhaupt, Schlafsack und Zahnbürste dabei. Irgendwie ging man davon aus, alles andere werde sich vor Ort schon finden. Irgendwie tat es das ja auch. Spätestens abends an irgendeinem Lagerfeuer fand man irgend jemanden, der oder die noch einen Pennplatz frei hatte. Aber darum ging es ja nicht in erster Linie. Man wollte ja einfach viel erleben und das mit Leuten, die in vermuteter Weise ähnlich drauf waren, wie man selbst.

Vlotho hatte schon etwas Magisches. Wenn ich heute darüber nachdenke, woran ich das festmachen könnte, dann vielleicht an folgenden Äußerlichkeiten:

1) Das Gelände lag etwas abseits zwischen verschiedenen Ortschaften inmitten von Feldern, nahe eines Waldes in einer stillgelegten Kiesgrube. Mehrere provisorische Campingplätze waren in unmittelbarer Nähe angelegt worden.

Bereits auf dem Weg zum eigentlichen Gelände kam man an den abenteuerlichsten Wohnmobilen

weltbereister Freaks z. T. aus verschiedensten Ländern vorbei, was ein internationales Flair durchaus aufkommen ließ. Bereits hier konnte man sich mit verschiedensten Ökofoods verköstigen (was zwar nicht so gerne seitens der Festivalmacher gesehen, aber trotzdem toleriert wurde) und die gute DM gegen das mit Sonne/Mondsymboldruck bedruckte „Vlotho-Geld“ eintauschen, die einzige Währung, die im Innenbereich des Festivals akzeptiert wurde (eine hübsche Geste und ein Erinnerungsstück für den Sammler seltener Geldscheine).

2) Wenn man auf das Gelände kam, erinnerte es zunächst eher an einen offenen bunten Basar, als an die sonst so wohlbekannten Doppelzäune der kommerziellen Festivals, die eher ein Gefühl von Gefangenenlager als von Kulturereignis hervorriefen. Auf diesem Kulturjahrmarkt konnte man so ziemlich alles finden, was den (jugend-)kulturell offenen Menschen in dieser Zeit interessierte. Da gab es Stände mit Indieklamotten, Ethnomusikinstrumenten, unendlichen Varianten an Shillums und anderen Haschutensilien, jede Menge Infostände mit Heftchen aller möglichen alternativen Bewegungen in Deutschland, Platten-stände mit Raritäten aus dem Deutschrock und natürlich auch den Stand des „Schneeball“-Labels.

3) Das ganze Innengelände konnte man mehrdimensional erleben. Kurz hinter dem Haupteingang in mittlerer Höhe befand sich die erste Bühne. Hier gab es Livemusik der leiseren Art und Theateraufführungen tagsüber. Abends war das natürlich anders. Von diesem Punkt konnte man die untere Ebene einsehen, wo sich die Hauptbühne und an der anderen Talseite die zweite Bühne befanden, ebenso Info- und Verpflegungsstände. Von hier aus konnte man aber auch die Hänge rundum einsehen, wo sich Leute mit Zelten niedergelassen hatten. Gerade nachts erleuchteten die vielen Lagerfeuer von dort den Talkessel und schufen so eine wunderschöne Kulisse für alles, was sich unten im Tal, an den Ständen oder Bühnen so tat.

4) Es gab nicht wie auf anderen Festivals das Postulat des teuren „Alkohol-trinken-müssens“, um die Einnahmen der Festivalmacher zu steigern. Statt dessen fand man ein reichhaltiges Angebot an Vollkornbrot, Müslis, Säften, Tees und sonstigen teils exotischen Verköstigungen, immer genug um alle, wenn auch mit Wartezeiten, satt zu kriegen und das meiste eben handmade und frisch.

5) Insgesamt schien es mir, als wenn allen (Organisatoren und Besuchern) klar war, dass dieses Festival nur funktionieren konnte, wenn man zu viel Rücksicht und gegenseitiger Verantwortung auch gegenüber den Anliegern bereit war. Dies zeigte sich z. B. darin, dass einige Zuwegungen sofort geräumt wurden, als die Durchsage kam, die Landwirte müssten, da Regen drohte, mit ihren Mäh-dreschern jetzt auf die umliegenden Felder, um die Ernte einzubringen.

Irgendwann Abends war ich mal vor der 2. Bühne im Tal weggepennt. Die Auftritte von der legendären „Real Ax Band“, „Checkpoint Charlie“ und Uli Treptes „Spacebox“ und „Berta & Friends“ auf der großen und den beiden kleineren Bühnen hatte ich noch so eben mitbekommen. „Munju“ auf der Hauptbühne spielten mich dann mit leichtem Jazz-Rock-Cross-Over zusammen mit einigen anderen in den Schlaf. Wir dösten seelig bis erschöpft einfach da weg, wo wir gerade waren. Eigentlich kein Wunder nach 3 Tagen mit durchschnittlich nur 2-3 Stunden Nacht(?)ruhe oder so.

Es muss so gegen halb 4.00 Uhr gewesen sein. Unten im Tal vor der Bühne hatten vielleicht gerade noch 300 Leuten ausgeharrt, in den Hängen brannten die letzten Lagerfeuer, über dem Talkessel stand eine schwarzblaue Nacht mit Sternenhimmel und Halbmond, der Festivaltag war für die meisten schon lange zu Ende. Dann machte plötzlich das Gerücht die Runde, dass „Embryo“ zu früher Stunde doch noch spielen sollten. „Embryo“ waren damals direkt nach ihrer Fern-Ost-Expedition der Kult schlechthin und eines der schillerndsten Gesprächsthemen auf dem Gelände.

Die Band baute auf und fing ohne langen Soundcheck einfach an zu jammen. „Do you know, do you know what time it is...“ Diese einfache Textzeile, über eine Vibraphonmelodie immer wiederholt und variiert, entwickelte sich zu einem afro-/latinartigen Groove mit teilweise indischen und arabischen Melodie-einflüssen, der in die Beine ging und fluchs alle Müdigkeit vertrieb. Es schien allen vor der Bühne so zu ergehen. Kaum einer, der noch saß, ein elektrisierender Tanz breitete sich aus. Alles war im Fluss, wie man zu sagen pflegt. „Getalongwithasong“ hieß das Stück und machte seinem Namen alle Ehre. Es transportierte so was wie „Weltfeeling“. Auch die nächsten Titel hatten ähnlich extatisierende Wirkung.

In den Hängen flackerten die Feuer wieder auf, es begann eine regelrechte Völkerwanderung. Soweit man schauen konnte Menschen, die tanzten. Am Ende des Auftritts mögen es wohl über 5000 Besucher gewesen sein, die diesen einzigartigen „Anti-Aging-Act“ miterlebt haben, der den Übergang von Nacht zu Tag vergessen ließ und erst zu Ende war, als die Morgensonne ihre ersten Strahlen über den Berg schickte...Danach gab's bloß noch die Möglichkeit, die ganze Energie wieder in einem langen Spaziergang abzubauen...an Schlaf war jedenfalls nicht mehr zu denken.

Die fünf Tage von Vlotho hatten bei mir einen starken Eindruck eines ganz anderen Modells von Kultur-Organisation, Leben und Erleben, wach und müde und dabei gelöst, angstfrei und erfüllt zu sein, hinterlassen, als ich dieses mir bis dato vorstellen konnte. Das so etwas nicht nachzumachen oder zu toppen war, wurde schnell klar, als wir als Band auf diversen sogenannten „Umsonst & Draußen“ - Festivals spielten. Nicht das die schlecht organisiert gewesen wären oder das Publikum zu blöde...Vlotho war etwas ganz Besonderes gewesen, darüber war man sich auch unter den Besuchern ein Jahr später noch einig und dabei blieb es auch.

Nie mehr habe ich dieses einzigartige Gefühl von Offenheit und Vertrautheit trotz Fremde und diese Freude erlebt wie in Vlotho. Dieses ist nicht unbedingt den jeweiligen FestivalmacherInnen anzulasten, die auch hier immer mit viel Engagement bei der Sache waren. Es war eher die Beobachtung einer immer stärker werdenden konsumorientierten Haltung bei den meisten BesucherInnen, welche das Aufkommen eines solch starken Gemeinschaftsgefühls verhinderte.

Ich überlege noch kurz, während ich am Motodrom in Halbmond vorbeifahre, ob es zu einem bestimmten Zeitpunkt bei mir einen Bruch mit der Festivalkultur gab. Warum zu dem Zeitpunkt weiß ich zwar immer noch nicht, aber ab 1983 war für mich die Zeit der „Umsonst & Draußen“ – Festivals definitiv zu Ende. Ich habe seitdem keines mehr besucht, höchstens kurz als Musiker, wenn wir auf einer solchen Veranstaltung spielten.

“Genug der romantischen Erinnerungen.“ Für einige Passagen meines Fragebogens muss ich mich in Ruhe hinsetzen und ein paar Fakten aus der Kladde rausschreiben. Ich steuere das Landhaus am „Großen Meer“ an, wo ich zu dieser Jahreszeit und mitten in der Woche ohne Probleme einen freien Platz mit Blick auf den See erhalte. Es bleibt heute beim Tee und ich beginne mit dem „Datenabgleich“. Fragen zur Organisation der Musikszene, Fragen zu Konzertmöglichkeiten. Da finde ich bestimmt noch einiges. Wenn ich früher nur nicht so eine verdammte „Sauklaue“ gehabt hätte...heute schreibt mein Laptop alles so schön leserlich...

Vom Ossihaus zur Neuen Post und vom „Hudel-Dudel“ bis zur „MIAU“

Eigentlich ist es echt Scheiße, dass ich ausgerechnet an einem solchen Abend im Ostfrieslandhaus zu stranden drohe. Hier ist zwar gerade der Hund so was wie begraben, aber na ja. Ich nippe an meinem Kaffee, den sie freundlicherweise für mich aufgebrüht haben, ansonsten ist nur Bier für gelangweilte Zeitsoldaten am Start...Aber das „Ossihaus“ spielte auch in meiner Karriere seine Rolle, nicht nur als Proberaum wie meine „Live-Aufzeichnungen“ belegen, z. B. diese beiden:

On the road 3 (1979, Ossihaus - Makata-Konzert, mit Tagebuchauschnitten)

Wir hatten uns Ostfriesland allmählich von außen genähert. Im Emsland und Weserbergland über kleinere Städte wie Stade und Cuxhaven hatten wir unser Programm live feingeschliffen, hatten uns freigespielt, während wir in unserer Heimat immer nur die Gerüchteküche über die einst so erfolgreiche Band eher wenig am Kochen hielten. Hier waren wir nur die netten Jungs, die irgendwie auch was mit der Musik noch am Hut hatten. Das sollte ab dem nächsten Frühjahr anders werden. Eine ganze Ostfriesland-tournee stand auf dem Programm. „Oll Mai-Festival“ in Aurich, Festhalle Wiesmoor, Open Air auf der Nesse, Emden Rock-Ei, und diverse JZ- und Kleinkonzerte auf dem Lande. Starten sollte das ganze aber im November in Aurich, dort, wo wir bisher eher selten aufgetreten waren, im Ostfrieslandhaus.

Die Vorbereitungen waren gigantisch. Unsere neue PA-Anlage funktionierte mittlerweile nach diversen Aufrüstungen recht gut, und in der Uni-Oldenburg hatte ich extra 150 Plakate als Siebdrucke hergestellt. Zudem kamen jede Menge Aufkleber, damals ein Novum. Auch im Programm hatte sich was getan. Erstmals wollten wir so etwas wie ein Rockmärchen, eine Geschichte einer Stadt, die infolge eines Reaktorunfalls im Laufe der Jahrtausende nur noch von Mutanten bewohnt wird, auf die Bühne bringen, echte Science Fiction, aus einer Mischung von Livemusik, gesprochenem Text, Tonbandeffekten und entsprechender Dia- und Feuershow. Wir hatten recht martialische Bilder ausgesucht. Das passt auch politisch in die Zeit und es wurde Zeit was dazu zu sagen. In Deutschland formierte sich gerade die Anti-AKW- und Friedensbewegung und das hatte sich sogar bis Ostfriesland rumgesprochen.

Für das Konzert hat sich ein großer Freundeskreis angekündigt. Haben bereits am Vorabend die Anlage aufgebaut und den Raum ausgeleuchtet. Nachmittags dann ab 15.00 Uhr im abgedunkelten Saal eine Liveprobe, mit allem Licht- und Diakram bis auf das Feuerwerk. „Ganz schön, aber da fehlt noch was, da muss irgendwie mehr Action auf der Bühne rein.“ Kurze Überlegung. Die Zeit läuft. Von uns kann keiner solche Action machen, dafür ist das Stück viel zu kompliziert. Irre Tempiwechsel, dreistimmiger Satzgesang, da läuft nix. Dann die spontane Hilfe. Helmut unser alter Bassist erklärt sich bereit, mit einer Gespenstermaske eine kurze Einlage an entsprechender Stelle des Bandes zu geben, wie, überlassen wir ihm.

20.00 Uhr bereits rappelvolles Haus, so was hatten wir nicht erwartet. „Schmiddy“ macht freundlicher-weise mal wieder Vorprogramm und er ist diesmal richtig gut. Wenn ich da an unseren technischen Aufwand denke, könnte ich glatt neidisch werden, mit welch einfachen Mitteln man ein so gelassenes wie das Auricher Publikum nicht nur unterhalten, sondern zum tanzen und mitklatschen bringen kann.

Gegen 21.00 starten wir unser Set. Mit Trockeneisnebel und indirektem Licht erklingen als Intro die ersten Akkorde von Tag, jenem Endlosmusikstück, dass Plasma schon seit Anbeginn bekannt gemacht hat. Nach ca. 3 Minuten folgen die neuen Songs. „Across the Nightsky“, „Dreamer’s Song“, „Cindy“ und das konzertante Opus „Old Shepherd“ finden reichlich Anklang. Der Auftritt wird sehr erfreulich. Wir werden gelöst. Dan soll unser Experiment, das Rockmärchen starten.

Kurze Ansage, die Bühne wird dunkel, wir treten zur Seite und vom Band läuft das dreiminütige Märchen an dessen Ende dann das eigentliche Stücke unter Feuerwerk starten soll. Im Publikum gebanntes Schweigen. Die ersten Dias werden projiziert, Abendhimmel über einer Ruinenstadt. Trockeneisnebel verstärkt die Szenerie und ich kriege kalte Füße. Hoffentlich werden die Zündschnüre des bengalischen Feuerwerks nicht klamm. Wo bleibt nur Helmut mit seiner Showeinlage, die sollte doch während des Bandmärchens laufen.

Das Band nähert sich dem Ende, Ich zünde das Feuerwerk, das in 20 Sekunden losgehen soll. Alles ist bereit. Wie auf Knopfdruck ein Lichtblitz, bunte Flashlights wir starten „Makata“. In der Chorgesangsstelle zünden endlich auch die bengalischen Fackeln. Tolles Licht, bloß wie die Dinger stinken...und da taucht auch unser Hausgeist auf. Nix Geistermaske. Ein Bettlaken mit aufgemaltem Totenkopf übergestülpt vollführt er einen irren Tanz, kämpft scheinbar mit allen Musikern und wütet während des Instrumentalteils auch durchs Publikum. Schade nur, dass er sich ein so kurzes Laken ausgesucht hat, dass ihm nur knapp über die Hüfte reicht. Ein Gespenst mit knallroter Lederhose hatte bisher noch niemand erwartet. Habe echte Schwierigkeiten mein Lachen zu unterdrücken während unser Geist wieder hinter der Bühne verschwindet. Das Publikum nimmt’s ebenso mit Amusement. „Ey, that’s real good Entertainment“. Fragt sich nur, ob es der Ernsthaftigkeit der Story dient....

Alles in Allem ein richtig guter Abend. Stehen nach dem Konzert noch kurz an der Theke, feiern und fröhlich sein. Helmut fragt an, ob ihn wohl jemand erkannt habe. Wir verneinen schmunzelnd und einstimmig, „Du warst ja sehr gut verkleidet“.. „Eh, Helmut, geile Einlage“; ruft da einer seiner Bekannten. „Echt Klasse,“ und ähnliches bekommt er kurz darauf noch von anderen zu hören. Jaja, auch das weißeste Bettlaken wird von einer solchen Lederhose mit Knackarsch drin offensichtlich übertüncht.

Grins, grins, jaja. Finde nur ein paar Seiten weiter eine andere Kuriosität unseres stetigen Bemühens um die Aufrechterhaltung des friesich/krautigen Kulturschaffens damals....

On the road 4 (1981, “Rock for Boatpeople”, Erinnerungen & Tagebuchauschnitte)

Eigentlich hatten wir es immer aus den Fernseh Bildern mit bekommen. Ein Flüchtlingsschiff nach dem anderen, alle absolut seeuntauglich und total mit Menschen überladen, wurde im Südchinesischen Meer aufgegabelt. Die Menschen: Flüchtlinge aus Vietnam, die ihr von den Amis verwüstetes und von korrupten Regierungen unterjochtes Land in der Hoffnung verließen, es würde irgendwo anders einen Platz zu Leben geben. Wie viele tausend dieser „Boat-People“ auf den abenteuerlichen Reisen auf dem Meer blieben, ist nicht bekannt. Wer aufgefischt wurde, hatte die Chance, bis zur Stabilisierung der politischen Verhältnisse, in einem Europäischen Land unter zukommen. Auch in Ostfriesland irgendwo in der Krummhörn hinterm Deich, hatte man ein solches „Boat-People-Lager“ eingerichtet. Da vegetierten sie nun vor sich hin, von der Öffentlichkeit, bis auf ein paar wenige kulturell oder sozial engagierte Aktivisten, wenig wahrgenommen, Landmenschen aus einer Region mit eher tropischem Klima, direkt in unserem Schmuddel-Norddeutschland-Wetter.

Nun, sie sind ja erst mal gut aufgehoben. Dass Menschen aber außer ihrem rein physischen Überleben, einem Dach überm Kopf, Kleidung und Essen auch kulturelle Bedürfnisse haben, brachte ein paar Intellektuelle auf die Idee, man könne doch einmal ein Festival für die Boat-People organisieren. Ein paar bekannte lokale Bands, die natürlich umsonst spielen, das bringt lokale Jugendliche und Vietnamesen bestimmt zusammen, fördert den kulturellen Austausch und wirft aus den Eintrittsgeldern auch noch die ein oder andere Mark für Kleininvestitionen im Lager ab. So weit oder kurz gedacht oder vermutet.

Wir hatten eigentlich für dieses Jahr unseren Bedarf an Klein-Open-Airs oder den sogenannten Umsonst-und-Draußen-Festivals, bis zum Abwinken gedeckt. Die meisten Festivals waren verregnet oder man spielte sich bei einem Free-Konzert vor lauter zugekiffen Leuten die sowieso nur ihren Rausch in der Birne genießen wollten die Finger wund. Außerdem arbeiteten wir gerade an neuen Songs für die Winterkonzerte... Aber gut, wenn denn wenigstens eine vernünftige Anlage da stand und man so einen Teil der neuen Songs einmal live ausprobieren und gleich mitschneiden konnte, warum nicht. Und schließlich wollten wir ja auch unseren Beitrag zur Völkerverständigung leisten.

Also fahren wir an jenem Donnerstag im Spätherbst durch das regnerische Ostfriesland bis an jenen äußersten Rand der Krummhörn, wo wir nach einigem Suchen schließlich das Vietnamesenkamp und etwas seitlich davon unüberhörbar das Festivalzelt finden. Wir sind spät dran. Als dritte Band von vieren und die zweite spielt bereits. Kurti Hassel aus Emden macht Sound, sehr gut, da steht dem geplanten Mitschnitt nichts mehr im Wege. Klamotten raus aus dem Bulli und im Backstage schon mal alles aufgebaut damit's gleich schneller geht. Bisher noch keinen Blick ins Publikum geworfen...es scheint aber welches da zu sein, wenn man nach dem vernehmbaren Applaus geht. Unglaublich hier am absoluten AdW.

"Top" aus Emden beenden nur wenige Augenblicke später nach der zweiten Zugabe ihr Set. Sie bauen links ab, wir rechts auf, kurzes Shake Hands mit Günni vom Emden Musik-Ei, der diesmal sowohl als Bassist von „Top“ als auch gleichzeitig als Moderator fungiert. Sehr kurzer Soundcheck und los geht's. Kurti's Rekorder ist leider kaputt erfahre ich. „Das Gerät gehört in den Delft geschmissen,“ hat er uns achselzuckend gesagt. Schade, kein Mitschnitt. Aber guter Sound und das gefällt. Spielen das gesamte neue Set, fast alles Latinstücke im Stile von Santana nur etwas härter, dann noch ein paar Plasma-Klassiker und unser Soloset. Das Publikum geht gut mit. Fast alles Gesichter, die man schon mal auf irgendeinem der vielen Ostfriesland-Gigs gesehen hat. Erst gegen Ende fällt mir wieder ein, wes-wegen wir eigentlich hier spielen und für wen, doch von den „Boat-People“ kann ich niemand entdecken. Auch niemand, der oder die wenigstens halbwegs asiatisch aussieht, bis auf Julia, die Frau unseres Managers am Lichtpult.

Beschließen, nach dem Abbauen dieser Sache auf den Grund zu gehen...und werden im allerletzten Teil des Zeltes (da wo man den Krach der Bühne nicht mehr so hört) fündig. An zwei Tischen sitzen insgesamt 12 Vietnamesen und fröhnen voller Begeisterung und Leidenschaft einem Kartenspiel, das unserem Doppelkopf recht ähnlich zu sein scheint. Da keiner deutsch spricht, ist auch nicht herauszufinden, ob sie überhaupt etwas davon mitbekommen haben, was da für eine Veranstaltung läuft. Vom Veranstalter selbst erfahren wir diesbezüglich auch nichts näheres.

Das mit dem Konzert hat jedenfalls dank des kostenfreien Einsatzes der Künstler 1.700,00 DM in die Kassen gespült, die ihren Wohltätigen Zweck wohl auch zukommen werden. Das mit der Völkerverständigung oder dem gewünschten kulturellen Austausch hätte man besser mit einem wöchentlichen Doppelkopfturnier im lokalen Gasthof zusammen mit der einheimischen Bevölkerung lösen können. Zumal, wenn man bedenkt, dass diese Menschen aus Kriegsgebiet kommen und mit einem für ihre Ohren wahrscheinlich akustischen Massaker, wie es ein Rockkonzert darstellt, bestimmt nichts am Hut haben....

"Schöne Erinnerung", denke ich und schaue aus dem Fenster über die Straße, wo kaum noch Verkehr ist, rüber zur Kaserne. Wie war das noch gleich Anfang 1976, als ich da drüben zur Musterung erschien... wir hatten den Abend vorher gerade unseren Übungsraum in der Ziegelei fertiggestellt und darüber einen halben Kasten Bier vertilgt. Später zu Hause habe ich noch mal die gleiche Menge nachgeladen und dazu zwei ganze Knollen Knoblauch, die ich mir extra angeschafft hatte, aufgeknabbert. Ich glaube, etwas widerlicheres habe ich lange Zeit nicht mehr erlebt. Aber was tat man damals nicht alles, um sich vor den Krallen dieses einem zum Kriegsdienst vergewaltigenden Systems zu bewahren. Knoblauch kann ja eigentlich auch gut schmecken, aber dazu musste man erst mal wissen, wie der zubereitet werden muss. Ich wusste es bestimmt nicht.

Egal der Tag X kam und ich stand irgendwann in Unterhosen genau wie etwa zwanzig andere im Vorzimmer der Hölle - oder wie anders willst Du das als friedliebender junger Mensch bezeichnen, wenn irgendein stiernackiger „Noli“ mit Flachstirn aufgrund irgendwelcher ominöser Messergebnisse feststellt, dass gerade du fähig seiest, unser Vaterland mit der Waffe in der Hand adäquat zu verteidigen (und das wo inzwischen Deutschlands Freiheit sogar schon am Hindukusch verteidigt werden muss!!!).

Ich musste da nun mal hin...es war fast wie in dem Hippie-Film „Alice's Restaurant“ (mit Arlo Guthrie aus dem Jahr 1969), nur dass ich damals nicht die Nummer mit „Töten...töten...töten...!“ abgezogen habe. Ich bin nur nach dem 5. (oder war's das 6. mal...) Kniebeugen schlicht und einfach zusammengebrochen, was mir nach der Aufforderung durch den Stabsarzt, einem ca. 60-jährigen bebrillten Junggreis, die Frage einbrachte: „Sagen sie mal, wird bei Ihnen an der Schule viel gehascht????“ Ich hab weder verstanden, was der Typ wirklich wollte noch darauf geantwortet, sondern nur recht sparsam in die Gegend geschaut...da tat sich tatsächlich einiges sehr Hinterfragungswürdiges auf...

Dreieinhalb Monate später war ich wieder und zum letzten Mal in diesem Etablissement.., zu meiner KDV-Verhandlung. Allein das Wort war Anlass genug Abscheu zu erwecken, aber darüber hatten sich die an Kadavergehorsam gewöhnten wohl keinen Kopf gemacht. In der Zwischenzeit hatte ich meine sogenannte Reifeprüfung, sprich das Abitur, bestanden obwohl alle meine Lehrer vorher wussten, dass ich durchfalle, hatte „im Westen nichts neues“ und „Die Brücke“ gesehen und als erstes Fami-

lienmitglied dem Grab meines Großvaters in Berlin einen Besuch abgestattet, der obwohl als Sonder-
schullehrer vom Kriegsdienst freigestellt, in den letzten Monaten doch noch an die Front geschickt
wurde, in Gefangenschaft geriet und dort, wie viele andere starb. Das Fehlen dieser Figur ließ mei-
nen Vater bis zu seinem Tode nicht los, und verhinderte wahrscheinlich, dass er mir ein echter Vater
sein konnte, obwohl er sich (leider viel zu viel) Mühe gab.

Ich weiß noch, dass mir am Nachmittag vor unserer Verhandlung - Verbrechern gesteht man in
Deutschland übrigens einen Pflichtverteidiger zu, bei der KDV-Verhandlung fehlt ein solcher - bei
einem Gespräch mit zwei weiteren Leidensgefährten klar war, ich würde als Sieger rausgehen, aber
nicht ohne diesen Figuren, die da als Gewissensentscheider sitzen sollten, in das selbige geredet zu
haben. Ich war gut vorbereitet. Doch es wurde schlimmer und erniedrigender als man sich das als
junger Mensch vorstellen kann. Da saßen drei Gestalten, bis auf den einen, der Bundeswehr geschult
das beste seiner Organisation rauskehrend immer wieder versuchte, mich mit Sprüchen a' la „das
können Sie doch in unserer Truppe wunderbar umsetzen“ aus der Argumentation schmeißen wollte.
Auf den war ich vorbereitet. Er auch auf mich und meinesgleichen. Das war ein fairer Kampf. Viel
schlimmer waren die anderen beiden. Einer hatte offensichtlich zu viel am Vorabend gesoffen, ein
spießbürgerliches Nichts eine kümmerliche Figur, dem die Dumpfheit nur so aus den verquollenen
Augen schaute und ein Vertreter der Kaufmannsgilde, jener Lobby, deren Vertreter während der
Nazizeit auch in Aurich mit Sprüchen „wenn das Judenblut vom Messer spritzt, hei dann geht's noch
mal so gut“ nach der Kristallnacht entsprechende Geschäfte jüdischer „Mitbürger“ einfach mal so
„übernommen“ hatten.

Ich hätte kotzen können, konnte ich damals leider noch nicht. Die Dumpfbacke gab mir durch regel-
mäßiges Wegnicken eine Chance, als die anderen alle meine Argumente, nicht töten zu wollen ad
Absurdum führten. Ich holte gewaltig aus und wurde bestimmt. „Hier geht es um mein Gewissen, ich
weiß nicht wie Sie das im Schlaf feststellen wollen“. Das saß, selbst der „Bundi“ schaute seinen
Zivilkollegen missbilligend an. Es verschaffte mir Luft und die nötige Kraft. Dann habe ich mich tat-
sächlich auch auf „Debby's“ Tot berufen und von mir erzählt. Ich konnte die Tränen kaum zurückhal-
ten. Und das vor diesen Typen. Es hatte Erfolg und ich habe mich jahrelang für diesen Seelenstrip-
tease total geschämt. Leider hatte Wolfgang Niedecken damals noch nicht seinen berühmten Song
mit der Kanone geschrieben, mit deren Hilfe man die „abgewichste Fragerlei“ beenden konnte. Das
Wissen um solch eine humorvolle Variante hätte mir sicherlich gut getan.

Was soll's, ich sitze jetzt hier in genau diesem „Soldatenheim“ und versuche etwas über die ostfrie-
sische Rockmusikszene auf meinen Zettel zu kritzeln...und das ist schwer genug....aber es fallen mir,
wie Wassertropfen aus Wolken, ein paar Begebenheiten wieder ein, schließlich haben wir Anfang der
80-er hier im Haus regelmäßig mit der MIAU, der Musikinitiative Aurich, getagt. Der Weg bis zu deren
Gründung war allerdings mehr als lang.

Sollte man die „aktive“ ostfriesische Musikszene Anfang bis Mitte der 70-er als organisiert bezeich-
nen, wäre dies wohl mehr als falsch. Es gab nichts außer der NMI in Aurich und ein paar lokalen
Kleininitiativen in den anderen Städten, die gelegentlich mal ein Konzert in einer Schulaula veran-
stalteten. Keine Organisation, die sich um die Belange von Musikern kümmern konnte oder deren
Interessen hätte vertreten können. Zu allerletzt die Mucker selbst. Musik machen, das hatte was mit
Protest gegenüber der Elterngeneration durch eigenen Kulturausdruck zu tun, aber dafür eine Orga-
nisation, eine Interessensvertretung? Das hätte ja bedeutet, dass man ähnliche Strukturen aufbaute,
wie die Alten, am Ende gar der Vereinsmeierei anheim fiel. So was ging überhaupt gar nicht. Und so
saß man dann halt in Aurich in der Eisdiele oder in irgendeiner Kneipe, in Emden im „Appelboom“
oder sonstwo, in Leer und Norden weiß ich nicht wo und sinnierte, von sich selbst überzeugt, Marke
„einsam aber schneller“, vor sich hin.

In Emden war man jedoch tatsächlich etwas schneller und weiter. Ein junger Lehrer, selbst Mucker
begannte die Szene aufzumischen. Als von außen kommender war er nicht in die lokale Kleinkrämerei
verstrickt, schloss schnell ein paar Kontakte und schon bald gab es in Emden unter dem Namen
„Hudel-Dudel“ regelmäßige Konzerte mit jeweils einer Amateur- und einer Profiband. Ich habe später
gerne mit ihm zusammen gesessen und Infos, Einschätzungen und persönliche Eindrücke ausge-
tauscht. Ich habe seine Einschätzungen weis Gott nicht als Allheilmittel eingeschätzt, seine Präsenz
während unserer Gespräche war mir allerdings ein Vorbild. Jedenfalls war dieser Mensch einer der
ersten der eine lokale Szene neu und frisch aufmischte. Ende der 70-er schloss man sich zur ersten
ostfriesischen Musikerinitiative zusammen, veranstaltete Workshops, Konzerte und kümmerte sich um
Übungsräume. Letzteres war in Emden etwas leichter, denn als Hafenstadt konnte der Ort mit einer
stattlichen Anzahl an Bunkern aufwarten, zwar eine unrühmliche Hinterlassenschaft des 3. Reiches,
die dann aber eine ganz neue Perspektive bot.

Auch in Sachen Festivals tat sich dort was. Einmal pro Jahr das zweitägige „Rock-Ei“-Festival für
lokale Rockbands in der Nordseehalle und einmal das „Folk-Ei“ im Neuen Theater. Das dritte „Rock-

Ei“ wurde schließlich vom NDR aufgezeichnet und Klaus Wellershaus brachte es als Zweiteiler in „Musik nach der Schule“ auf NDR 2. Mittlerweile konnte Emden 29 aktive Rockbands vorweisen. Spätestens jetzt wurde auch den Auricher Muckern klar, dass so eine Musikinitiative durchaus etwas bringen konnte, zumal wenn sie als Bindeglied und Interessensvertretung genau den Lobbyposten einnahm, an dem jeder einzelne bislang gescheitert war.

Also ging zunächst mal Joachim, damals Tieftonzupfer bei „Aurica“, in der Szene rum mit einem „10-Thesen-Papier“, das alle unterschreiben konnten. Da ging es um kulturellen Anspruch, Übungsräume und was der Dinge mehr sind. Joachim schrieb dann alle Bands an und beim ersten gemeinsamen Treffen beschloss man zunächst eine gemeinsame Jam-Session im bis dahin leer stehenden, alten „Schlachthof“, um sich besser kennen zu lernen. Diese 2-tägige Jam fand zwar unter den absurdesten Sound- und Raumbedingungen statt, löste aber soviel positive Resonanz bei allen aus, dass lang gehegtes, gegenseitiges Misstrauen tatsächlich über Nacht verschwand.

Das war die Geburtsstunde der Musikinitiative Aurich, kurz „MIAU“ genannt. Sie löste die NMI ab, was Walter, der mittlerweile politische Ambitionen hatte, sehr erfreute. In den Folgemonaten gab's immer wieder Treffen, dann die eigentliche Gründung als e. V.. Bereits ein halbes Jahr später feierte die MIAU ihr erstes Festival mit entsprechendem Sponsoring und war für die nächsten Jahre eine gefragte Institution in der Szene. Wenn sich auch nicht unbedingt die Übungsraumsituation sofort änderte, so gab es jetzt erstmalig wesentlich mehr Presseöffentlichkeit und Interessensvertretung, was wiederum bei anderen Dingen half. Außerdem stieg die Auricher Sparkasse einmal jährlich mit einem größeren Betrag bei den MIAU-Festivals im Ostfrieslandhaus ein, was den einheimischen Bands neben einem größeren Publikum auch die ein oder andere Mark bescherte.

Ich selbst habe damals die Geschichte nur zum Teil mit angeschoben, denn Studium außerhalb und die Festival-Mitarbeit bei den Kollegen in Oldenburg ließ für mehr Aktivität einfach keinen Raum. Dafür entstanden in den künstlerischen Werkstätten der Uni in nächtlicher Schwarzarbeit Aufkleber und Plakate für die eine oder andere Band, das ein oder andere Festival. Außerdem schaute ich diversen Mixerkollegen im Tonstudio über die Schulter. Ich wollte mich einfach in dieser Richtung weiter entwickeln und endlich einmal verstehen, wie Profis das im Detail machen, was hinterher als großartiger Gesamtsound rauskommt. Das so Gelernte wurde dann allerdings in Ostfriesland an den Wochenenden gleich ausprobiert und in kleineren Workshops weitergegeben, bzw. als Dienstleistung „Mann am Pult“ bei Veranstaltungen zu (Klein-)Geld gemacht.

Lang und Kurz und Länger.... vom Dorfgasthof bis Halbemond

Werfen wir als nächstes einen Blick auf die Konzertmöglichkeiten in Ostfriesland, denn weit darüber hinaus kamen nur einige wenige. Und wer darüber hinaus kam, kehrte meistens zumindest als Musiker nicht zurück. Also..., es gab in den Städten sicher das ein oder andere Schulfest, wo sich eine Anfängerband präsentieren konnte. Dann konnte man einmal pro Jahr bestimmt auf einem Stadtfest unterkommen, immer vorausgesetzt, man spielte die richtige Musik, also bekannte Stücke nach oder zumindest etwas, was die Leute an die rund um die Bühnen postierten Bier-, Schnaps- und Fressbuden fesselte.

Ansonsten blieben nur die übers Land verteilten kleinen Dorfjugendzentren, die in der Regel zwischen 30 bis 80 Zuschauern Platz boten, dafür aber ein begeistertes Publikum anzogen oder eben Landgasthöfe mit Saal, wo das ein oder andere Rock- & Bluesfestival stattfand. Zählt man sie zusammen, komme ich Mitte der 70-er auf 24 Jugendzentren und 14 Landgaststätten als potentielle Veranstalter. Die konnte man im 2-Jahresturnus abspielen, falls eine Band denn überhaupt so lange existierte. Erst nach einer solchen Zeit, in der man sich sein Stammpublikum im kleinen plus ein zwei auffallendere Auftritte bei größeren Aktionen, wie etwa einem Festival, erspielte, konnte man daran denken, evtl. mal bei den Progressivdiscotheken a' la altes Fehnhaus oder Meta anzufragen.

Um überhaupt an solche Gigs ranzukommen, wurden diverse Anstrengungen und Klinkenputzereien unternommen. Dafür brauchte eine Band neben den natürlich notwendigen musikalischen Fertigkeiten 1) ein gutes Info, 2) möglichst ein paar gute Presseartikel, 3) Plakate DIN A 2 (denn die wurden gerade noch in Geschäften aufgehängt), 4) genug Adressen von potentiellen Veranstaltern, 5) eine recht gut bestückte Porto- und Telefonkasse, 6) eine gewisse Ausdauer gepaart mit einer überzeugenden Quasselfähigkeit und auch Zeit. Schließlich stellte jeder Bandwerberling, so nannten wir die Auftritts-ranschafter, irgendwann fest, dass man vom reinen Infoverschicken oder einem einzelnen Telefonat alleine keine Konzerte rankriegt.

Die meisten Engagements bekamst Du zusammen, wenn Du die Leute persönlich kanntest. Also hab ich in den 70ern manche Ostfrieslandrundreise, natürlich per Anhalter, zu den einschlägigen Jugendzentren, Lokalitäten oder auch Einzelpersonen unternommen. Immer genug Infomaterial und Pressefotos in meiner weißen Sportumhängetasche und genug Telefongroschen dabei, begab ich mich auf

so manche Ranquatschreise und lernte so abenteuerlich klingende Ortschaften wie Grimmsum, Klein-Edewecht, Aurich-Oldendorf, Rammsloh, Siegelsum, Jemgum, Obenstrohe, Augustfehn, Markartsmoor usw. kennen.

Da saß man denn in dem ein oder anderen Jugendzentrum oder Dorfgasthof rum und wartete auf einen guten Moment die Zielperson, einen Sozialarbeiter, den Wirt oder den Vertreter der jeweiligen Jugendinteressensvertretung zu kontaktieren, in Folge Interesse zu erwecken, dass wiederum in Folge sich in Form eines Konzertengagements niederschlagen sollte. Vorher waren diese Leute bereits einmal mindestens mit Infomaterial bestückt worden, außerdem ausspioniert und wenn möglich sogar nach Vorlieben abgehört worden. Wie das? Nun, es gibt neben den Veranstaltern eben auch Musiker und die treffen sich bekanntermaßen in irgendwelchen Kneipen und quasseln... wenn man also zur rechten Zeit am rechten Ort mit offenen Ohren war, gab es genug zu erfahren. Also, alles klar?

Die besagten Gespräche selbst gestalteten sich mitunter etwas trickreich. Sollten sich die potentiellen Veranstalter nicht gleich als freudig überrascht über das persönliche Erscheinen eines Vertreters der Band XY zeigen, begann ein etwas zwickeliges kommunikatives Spiel. Es ging dabei nicht um Einschleimerei. Eher war wichtig, dem jeweiligen Gegenüber im Gespräch genug Informationen über Planungen, etc. zu entlocken und dann im rechten Moment mit gezielt darauf abgepassten beiläufigen Vorschlägen zu kommen, die ihm die Möglichkeit gaben, selbst ein entsprechendes Engagement vorzuschlagen.

Das klappte mehr oder minder gut und wenn nicht konntest Du da zumindest weitere Adressen von Leuten aus der Nähe rauskriegen und davon ausgehen, dass zumindest beim nächsten Gig in der Nähe von diesem Veranstalter mit „Spähern“ besucht waren, was dann meist ein halbes Jahr später ein Konzert dort zur Folge hatte. Auf diese Art erarbeiteten wir uns allmählich eine ganze Reihe von wiederkehrenden Auftrittsmöglichkeiten mit Hang zur Erweiterung nach außerhalb.

Aber um mal wirklich so was wie einen großen Wurf zu landen, hätte es mehr gebraucht, z. B. mal den ein oder anderen Support bei einer der großen Bands oder eine Auslandstour. Es war wirklich eine lange Durststrecke bis zu den vollen Häusern. Die meisten schöne Konzerte waren die bei irgendwelchen Jugendinitiativen in Landgasthöfen oder auch in der ein oder anderen kleinen Stadthalle. Du konntest bei solchen Veranstaltern immer davon ausgehen, dass sich die Leute vor Ort für den jeweiligen Abend gewaltig den Arsch aufrissen und die Werbetrommel rührten. Das waren keine abgeturnten Clubbesitzer für die der Gig einer Band lediglich als Abschreibemaßnahme in Sachen Kleingage fungierte. Hier hattest du gutes Publikum und jedes Mal nette Leute um dich und konntest einem entspannten Livemuckeabend entgehen.

Doch manchmal kommst du zu Konzerten, für deren Durchführung du selbst keine Verantwortung trägst. Sie kommen zu dir und du mußt nur da sein. Unser Engagement auf dem Halbmond-Open-Air jedenfalls verdanken wir nur der Tatsache, dass ich nachmittags mal vertretungsweise die Teestube im Auricher JZ bediente, als einer der Festivalmacher dort eintraf, um ein paar Leute für das Catering-Team anzufragen. Kurzer Tee, kurzes Gespräch... „Sag mal braucht ihr noch ´ne richtig geile Band?“ Er brauchte, hatte unseren Namen auch schon mal gehört, was in der Zeitung gelesen und wir waren drin. Kurz eben!

Und es gab irgendwann mehr solcher Begegnungen und mehr auf diese Weise kurz per Handschlag gefertigte Gigs. Pumpwerk WHV, Renaissance OL, Kiel usw., alles kurz. Das meiste blieb jedoch lang, manches sogar länger. Einen Gig in Leer hatte ich bereits 1975 für meine dritte Band „Epping Forest“ angefragt, 1979 meldete sich der Veranstalter plötzlich...3 Jahre nach Auflösung der Band...fast so schnell wie das Arbeitsamt beim Job vermitteln oder die bundesdeutsche Post bei der Zustellung von Eileinschreiben. Da kam auch mal eins vier Jahre zu spät bei mir an. Es hätte wohl irgendwo in einem Briefkasten festgeklemt, hieß es!!!!???

Es zeigte sich jedenfalls, dass es in diesem ganzen Umfeld auf jeden Fall eines gab: genug Möglichkeiten vor allem das Durchhalten zu lernen oder irgendwie etwas zu erleben und sich in diversen kommunikativen Fertigkeiten zu stählen. Doch bei weitem nicht alles was ich da so erlebte gehört in die Kategorie der unbedingt bewahrenswerten Erinnerungen. Bei manchen dieser Folgesituationen waren wir schlicht nur eins:

Völlig fehl am Platze!!!!...

....oder vorher mal mehr informieren. Das ist in der Tat eine Sache, die man als junger Mensch oft verkehrt macht. In Bezug auf die Musikerei wäre es bei einigen Konzerten besser gewesen, sich vorher zu erkundigen, zu welchem Anlass man wo und mit wem zusammen auftritt oder wer der Veranstalter ist oder zu welchem Zweck die Veranstaltung überhaupt stattfindet. Manchen Frust hätte es erspart.

Da gab's z. B. jenes legendäre Folk- und Rockfestival in Espelkamp (bis dato wusste niemand, dass es diesen Ort gibt) in der Nähe von Vlotho. Völlig verblendet noch von den Eindrücken des Vlotho-Open-Airs sagten wir für eine kleine Gage zu.

Es war seit der Neubesetzung der Band die erste größere Veranstaltung etwas weiter entfernt und frohen Mutes wurden die vier R4 Kombis plus dem NMI-Benz bepackt und die knapp 400 km nach Espelkamp zurückgelegt. Dort fanden wir die Halle (eine kleine Turnhalle) recht schnell und bauten unser bis dahin „recht umfangreiches“ Lautsprecherchaos auf. Parallel stellte ein Profibe-schaller sehr amtliches Gerät in ungefähr dreifacher Größe hin, was für die anderen Bands gedacht war und die alle vor uns spielen sollten. Man habe sich bei der Zusammenstellung des Programms sehr viel Mühe gegeben, hieß es. Soweit so gut.

Das Programm startete um 19.00 Uhr, die Halle war voll, lauter Schüler so bis 16 Jahre und jede Band (alles Folklore und recht gut) überzog ihr Programm um fast eine dreiviertel Stunde, was der guten Stimmung unten keinen Abbruch tat. Zwar sollte das ganze Festival bereits um 22.30 Uhr zuende sein, aber um 23.10 Uhr durften wir auch noch auf die Bühne. Alle total müde, keine Zeit mehr für einen richtigen Soundcheck, der Veranstalter drängelte und das Publikum (offensichtlich alles Folkanhänger) war auch schon reichlich ausgedünnt. Kurz und gut. Nach ca. 20 Minuten Rockmusik begannen zunächst die Techniker der Großanlage ihre Scheinwerfer abzuschrauben, nach weiteren 10 Minuten verdünnte sich der Rest des Publikums und nach weiteren 6 Stunden kam die Band wieder in Ostfriesland an, hatte 250,- DM verdient, 320,- DM verfahren, erfolgreich in kürzester Zeit eine Halle leergespielt und fragte sich: was sollte das ganze eigentlich?...

...oder die „Ostfriesland-Tournee“ mit „Missus Beastly“ zur Zeit des „Space-Guerilla“-Albums. Irgend-ein Kulturmensch kannte die Jungs „von früher“ und hatte mit ihnen einen musikalischen Ausflug ins niederdeutsche Ländle geplant - so etwa, um etwas andere Kultur auf's Dorf zu bringen. In den späten Siebzigern gab es ja mehrere solcher Abstrusitäten. Im Vorprogramm sollten jeweils lokale Bands spielen, von denen der Kulturmensch, der diese Aktion als Ostfriesland-Neuling wohl auch zum eigenen Karrierestart nutzen wollte, natürlich keine kannte.

Für einige Sets bekamen wir den Zuschlag. Das ging allerdings nur, weil wir den Inhaber eines Musikgeschäfts gut kannten, bei dem sich eben dieser Kulturmensch nach Bands erkundigt hatte. Das erste Konzert in der Aula des Norder Gymnasiums lief gut. Wir hatten unser Publikum, die Beastly's fanden ihres und die Sache schien sich zu entwickeln.

Das sollte bereits am nächsten Tag und den folgenden anders werden. In Riepe, einem kleinen Dorf zwischen Emden und Aurich, war der Veranstaltungsraum kaum größer als ein Klassenzimmer und jedes Instrument schon an sich zu laut. Die Beastlys heizten Ihre Laune mit dermaßen vielen Joints an, dass mit Ihnen außer Musik machen vor 5 Leuten Publikum nix mehr anzufangen war.

Die nächsten Konzerttermine hatten von den Räumlichkeiten und der Informiertheit der lokalen Ansprechpartner ähnliche Qualität. Alle Beteiligten waren nur noch genervt und der Kulturmensch, den wir erst am letzten Tag zu Gesicht bekamen, faselte etwas von „infrastrukturellen Kulturdefiziten in ländlichen Regionen“ und rauchte zusammen mit den Beastlys einen Joint nach dem anderen.

Dass er sich aber vorher einmal vor Ort erkundigt hätte, was da für Gegebenheiten anlagen oder sich überhaupt mit den Leuten vor Ort auseinandergesetzt hätte, davon nur Leere auf weiter Flur. Die Tour hätte eine schöne Sache werden können, aber so....Pleiten, Pech und Pannen. Eigentlich alles völlig fehl am Platz.

Auf der anderen Seite hatte die Tour auch einen ebenso einzigartigen Auftritt in Ostfriesland damals wohl legendärstem Underground-Discoschuppen „Meta“ in Nordeich an einem Sonntagabend zur Folge. Sonntagabends waren diese Läden meistens leer, weil sich die Besucher von den beiden vorherigen aus-schweifenden Nachtgelagen erholen mussten. Das galt auch für „Meta“, es sei denn, ein Livekonzert versprach Abwechslung. Über die Disco und ihre Bedeutung für viele Generationen der einheimischen Szene und darüber hinaus gibt es übrigens ein sehr nettes Buch zur weitergehenden Information.

Unser Gig verlief in etwa so: Um 15 Uhr kam unsere R4 – Kombi-Karawane an und wir bauten „unsere PA“ vor „Svennie's Discopult“ auf. Das bedeutet bei einer Grundfläche von ca. 5 Quadratmetern eine ziemliche Enge und Verletzungsgefahr, z. B. durch Gitarrenhälse der anderen, die einem schon mal im Gesicht rumkratzen können. „Meta“ stellte uns eine halbe Kiste Bier hin: „Mehr gibt's erst nachher. Ich will keine besoffenen Mucker, die kotzen mir nur den Laden voll“, sprach's und ward erst wieder nach dem ersten Set gesehen.

Das Konzert selbst begann, nachdem der DJ entschieden hatte, es seien genug Leute da und der Barkeeper signalisiert hatte, die erforderliche Grundmenge an Getränken sei umgesetzt. Wir spielten

in angemessener Lautstärke (auch das hatte Meta vorher angemahnt, und wer hätte ihrer Überzeugungskraft etwas entgegensetzen mögen) unser erstes Set - wie ich meine, ziemlich gut. Keine Verirrungen in Tempi, Melodien oder den manchmal etwas sehr ausschweifenden Kompositionen, die allerdings genau in die Hörgewohnheiten „Meta“-erprobter Besucher passten.

Kein Applaus...wir waren verunsichert, aber auch: Keiner ging...wir waren noch verunsicherter...die Pause...Meta schwirrte ein. „Ganz gut Jungs, aber im zweiten Teil müsst Ihr mal'n bisschen mehr Dampf machen“ und stellte uns weitere 5 Flaschen Bier hin. Wir gaben unser Bestes. Ich glaub, wir haben in den nächsten zwei Jahren nie wieder so gut gespielt. Mit dem gleichen Ergebnis: kein Applaus...wir waren verunsichert, aber auch: keiner ging...wir waren noch verunsicherter....

Erst als wir uns verabschieden wollten gab's endlich den erhofften richtigen Applaus. „Aha“, dachten wir, „die sind hier nur auf Konservenmucke eingestellt“. Doch dann: 5 x Zugaben und Shake-Hands und Lauber wie toll, usw.. Das muss man aber erst mal wissen, wie extrem weit „nordische Begeisterung“ von nordischer Gelassenheit zurückgehalten werden kann, will man hier nicht vor vollem Glase verdursten. Ein Musiker der befreundeten Band „Fatu Hiva“ prägte bei einer ähnlichen Situation live einmal den Spruch: „Das Brot des Künstlers ist der Applaus. Bei Euch verhungern wir.“

Im Laufe der Jahre kamen solche „Danebenheiten“ und „Obskuritäten“ weniger vor, man war aller Orten besser vorbereitet und die mittlerweile vorhandenen lokalen Musikinitiativen erwiesen sich als recht gute Informationsquellen. Natürlich gab's unter den Veranstaltern auch schwarze Schafe, die z. B. mit der Gage nicht gleich rüberryckten, schlechte Pressearbeit machten, oder auch vorher nicht ankündigten, was die Erwartungen ihres spezifischen Stammpublikums waren, aber Dank einer verbesserten Kommunikation mit anderen Bands war man meistens rechtzeitig vorbereitet.

Es gab aber auch jede Menge toller Konzerte, oft an nicht vermuteten Orten, kleinen Clubs irgendwo in ländlichen Regionen, z. B. in Espelkamp, Ihrhove, Rhaderfehn oder Open Airs wie das in Stubben oder Papenburg und es gab auch besondere Konzerte, die keinem anderen vom Gesamteindruck ähnelten und die auch nach Jahren nicht vergessen werden. Weniger aufgrund eines begeisterten Publikums, als vielmehr wegen Ihre Einzigartigkeit.

Tanz, „Tag“ und Trance, das sind drei Momente, die sich aus einer Improvisation entwickeln konnten. Es gibt im Leben eines jeden Menschen diese „goldenen Momente“. Es sind Momente des Innehaltens, des Abgetrennt seins von dem alltäglichen Fluss der Gedanken und gewohnten Gefühle, Momente denen eine Angst vorausgeht, weil man sich mit allen Unzulänglichkeiten auf einmal erkennt und annimmt und in Folge auch Momente der Glückseligkeit, Leere und Dankbarkeit gegenüber der ganzen Schöpfung, ähnlich dieses Zustandes, den man nach einem sehr tiefen Orgasmus erleben kann.

Dass dieser Zustand sich auch beim Live-Musik machen einstellen kann, war mir bis dato unbekannt. Aber eines schönen Open-Air-Festival-Abends stellte er sich ganz nebenbei ein. Wir spielten in einem Waldgelände vor ca. 400 Leuten, hatten schon die 2 Drittel unseres Programms bei bester Laune hinter uns gebracht und starteten „Tag“, jenes unergründliche aus endloser D-Moll-Improvisation sich entwickelnde halbstündige Stück, an dessen Höhepunkt ein nichts auslassendes Bass-/Schlagzeug-/Percussionsolo steht. Zu Anfang des Stücks ging die Sonne blutrot hinter den Baumkronen unter, im Zuschauerbereich brannten die ersten kleinen Lagerfeuer. Der Sound der Anlage war erstklassig, überhaupt stimmte alles. Die Band schien wie im Gleichtakt zu spielen, selbst unser Mixer, der bei dem Song immer an den falschen Stellen irgendwelchen Effektszauber entfachte, war drin. Und „Tag“ wurde das schönste „Tag“, an das ich mich bis dato erinnern konnte. Wir hatten weder was geraucht, noch Alkohol getrunken, aber auf einmal war es, als würden nicht mehr wir, sondern ein Außenstehender in unserer Gestalt die Regie übernehmen.

Tag entfaltete sich vorsichtig, die einzelnen Gitarrenakkorde und -töne schienen zu leuchten, die mehrstimmigen Melodien kamen wunderbar elegant wie nie, ich spielte meine Basslinien und schaute mir gleichzeitig und den anderen zu, es entwickelte sich etwas, dass zu einem echten Erlebnis wurde. Noch nie habe ich mit solcher Leichtigkeit und Energie ein solches Bassolo hingelegt, noch nie so synchron mit dem Drummer und Percussionisten so unisono zusammen gespielt und trotzdem mich und die anderen gleichzeitig aus der Sicht des Publikums gesehen und gespürt.

Als das Stück nach fast einer halben Stunde zuende war, lächelten alle, waren sehr tief zufrieden und sagten fast nichts. Nach den Zugaben blieb diese Stimmung und wir waren vorsichtig genug, sie nicht zu zerreden. Monate später sprachen wir darüber. Jeder hatte etwas anderes gesehen...doch alle hatten diese leuchtende Stille bei totaler Aktivität erlebt...diese Distanz und absolute Nähe....Das war das, was ursprünglich mit diesem Stück ausgesagt werden sollte...nun hatte das Stück uns dieses Moment geschenkt. Es sollte leider nie wieder so werden.

Blättere weiter in meiner Konzertkladde. Da gab's doch noch was....

On the road 5 (1982, Halbmond und Pumpwerk, Tagebuchauschnitt)

Seit einem Jahr gibt es auch in Ostfriesland ein richtig großes Open Air Festival. Es findet im Frühsommer an drei Tagen im Motodrom in „Halbmond“ statt. Dieses Jahr sind wir als eine von drei lokalen Bands mit von der Partie. Wir befinden uns laut Plakat in allerbesten Gesellschaft: Birthcontrol, Nuala, Anabis, Tri Atma, Softeis, Krisenstab und unsere alten Bekannten Missus Beastly stehen auch auf dem Programm, um nur einige der Koryphäen des Krautrockbusiness zu nennen.

Wir sind am Samstag als erste dran. Nun gut, dann ist das Stadion bereits voll und wenn es bei der Bühnen-/Campingplatzaufteilung vom letzten Jahr bleibt, werden bei diesem heißen Wetter die meisten Nachtvögel direkt vor der Bühne pennen und morgens ab 12.00 von uns wieder erweckt werden. Open Air ist die beste Gelegenheit für eine vernünftige Aufnahme, hatten uns die Leute von Amuthon, einer befreundeten Emdener Band, erzählt. Also gut, wir haben uns mächtig darauf vorbereitet, alles doppelt sooft geprobt, denn da wird's nichts nachzumischen geben. Wir schneiden auf Halbspurtonband mit und Willi, Schlagzeuger von Amuthon, wird uns mixen. Der kennt alle unsere Stücke und weiß, was er zu machen hat.

Außerdem liegt der Termin mitten in einer kleinen Tour. Freitag haben wir frei, Samstag morgen dann Halbmond, Samstag Abend sind wir im Pumpwerk in Wilhelmshaven und Sonntag bereits wieder irgendwo im Niemandsland zwischen Weser und Elbe. Da wir auch vom Festival etwas haben wollen, sind Martin und ich bereits Freitag Abend angereist. Es ist noch ziemlich warm und wir parken direkt hinter der Bühne. Ein schönes leicht spirituell anmutendes Tri Atma Konzert beendet diesen ersten Festivalabend und ich verkrieche mich, wie auch einige andere in den Schlafsack direkt unter der Bühne.

Früh am nächsten Morgen ist klar: es wird wieder ein richtig sonniger (und staubiger) Tag. 40.000 Leute sollen bereits auf dem ausgetrockneten Gelände sein. Wir frühstücken und es knirscht schon zwischen den Zähnen. Hacki und Reinhard laufen mit dem Instrumentenbus gegen 9.30 Uhr auf. Wir bauen unsere Backline auf, bringen die Tonbandmaschine zum Mischpult, an dem Willi sich bereits einen kurzen Überblick verschafft. Soundcheck ab 11.00 Uhr. „Eh, mach mal den Monitor leiser, der gröhlt mir hier die Hücke voll...“ Stimmt die Monitoranlage hat ungefähr die Dimensionen unserer PA und ist echt viel zu laut. Na, ja...dann werden die Leute unten eben etwas eher wach.

Die Sonne steht bereits hoch und unter dem Zelt steigt die Hitze gewaltig. Bis zum Konzert ist eine Kiste Wasser durch. Die zweite wird währenddessen dran glauben. Das Konzert selbst gehört in die Kategorie „Alles gut gelaufen“, geht reibungslos ab, ist nett, aber irgendwie nix besonderes trotz des riesig großen Publikums, das unsere etwas langen und verwurschtelten Songs trotz der großen Hitze und der für uns ungewohnten Auftrittszeit und ohne unser Licht- und Feuertheater doch mit reichlich Applaus und Zugaben bedenkt. Am Ende des Konzerts bemerke ich jedenfalls eine schnell trocknende Schweißlache in der Region der Bühne, wo ich mich die meiste Zeit aufgehalten hatte.

Schaffen auf der linken Seite unseren Krempel von der Bühne, während rechts schon wieder die nächste Band aufbaut. Nach einer halben Stunde ist alles eingesackt, bedanken uns noch bei den Amuthons und fahren in einer Staubwolke vom Platz Richtung Wilhelmshaven. Es wird höchste Zeit. Als wir gegen 17.00 Uhr nach einer konischen Einkreisung des Auftrittsorts schließlich am Pumpwerk ankommen, wartet bereits „Ello“ unser anderer Mann am Pult seit einer Stunde. „Kalle kannte mal wieder eine Abkürzung...“ ist die knappe Erklärung für unser verspätetes Eintreffen.

Das Pumpwerk ist von seiner Akustik und der Hausanlage (4x Bose pro Seite und ein Carlson Cuppler darunter) eher für leisere Musik ausgelegt, als sie eine Rockband produziert und man tut gut daran, dieses zu berücksichtigen. Ich habe hier schon mal „Lucifer's Friend“ erlebt und mir sind bald die Ohren abgeflogen. Selbst „Guru Guru“ hatten mit ihrer kleinen Anlage etwas Probleme mit zu großer Lautstärke. Kurze Überlegung. Wir nehmen die Hausanlage, bauen nur unsere Mikros auf und machen den leisesten Soundcheck unseres bisherigen Bandlebens. So ruhig hatten wir die Bühne noch nie, aber draußen scheint es gut zu klingen. Auch unsere Diashow soll wieder zum Einsatz kommen.

Genauso leise beginnen wir um 20.30 unser Konzert vor erstaunlich gut gefülltem Saal. Vorher hatten wir gemutmaßt, das doch alle sicher in Halbmond seien und wir wahrscheinlich vor leerem Haus spielen würden. Erfreulich also. Im Laufe des ersten Sets muss unser Mixer dann doch etwas mehr aufdrehen. Das Publikum will es so. „Mach ma lauter, eh!“ Im zweiten Teil lässt allerdings bei mir die Kraft nach und ich bau im normalerweise sehr schnell gespielten Bassolo kurzerhand eine leise entspannende Passage ein. Auch das funktioniert erstaunlicherweise. Uns kennt ja hier keiner.

Dafür wird es aber ein richtig schönes Konzertchen mit vier Zugaben und Publikumsgesprächen in der Pause und nach dem Konzert. Für unsere erste kleine Tour bisher nur schöne Erlebnisse heute.

Mal sehen, wie die morgen drauf sind. Ich bin jedenfalls gleich nach dem Einladen weggepennt und erst beim Übungsraum wieder aufgewacht.

Und auch dies finde ich hier:

On the road 5 (1984, Esterwegen - Tourende, Tagebuchauschnitt)

Die zweite Sternenfeuertour neigt sich dem Ende. Vorgestern waren wir noch in Ihrhove im Emsland (schönes Konzert an einem Donnerstag im randvoll besuchten Rathausaal), gestern Abend in der alten Post in Emden (zusammen mit den Melodic-Deutschrockern „Newport“ auf der Bühne und der ganzen überkritischen Emden „Musikerpolizei“ im Publikum – frage mich, ob ich der Sängerin wohl nicht doch etwas zu tief in die Augen geschaut habe??!!). Heute sind wir mal wieder einmal in Esterwegen, jenem kleinen aber geschichtsreichen Ort an allen Grenzen, die man sich so vorstellen kann, wenn man an Ostfriesland denkt... Moore...das Saterland...das Ammerland und was man sich sonst noch so vorstellen mag....und, was immer gerne kleingehalten wird, auch Standort eines Internierungslagers im 2. Weltkrieg.

Egal, das interessiert mich jetzt gerade eher wenig. Sind nach etwas übermüdeter Fahrt gegen 17.00 Uhr hier aufgeschlagen, haben den Veranstaltungsort, eine Kneipe mit größerem Saal und Bühne schnell gefunden und in nur einer Stunde unsere Anlage aufgebaut. Veranstaltet wird die ganze Sache von der evangelischen Jugend, sprich Conny, der Diakonin, die am Telefon meinte, mich von früher zu kennen. Als sie auftaucht, erkenne ich schließlich eine Klassenkameradin aus der 5. bis 7. Klasse wieder. Wie klein doch die Welt ist. Nettes Wiedersehen als erwachsene Menschen. Hatte nach dem Soundcheck einen Schwächeanfall mit Herzklopper, weichen Knien, Angst und so. Kleiner Dauerlauf einmal die Dorfstraße rauf und runter, dann gings´ wieder. Nehme mir vor, heute Abend nach dem Konzert den Schnaps wegzulassen.

Bereits gegen 20.00 Uhr ist der Saal rappellvoll, fast vierhundert Leute. Beim letzten mal waren es noch zweihundertfüßzig. Offenbar gibt´s hier im nächsten Umkreis nichts für Jugendliche, wo man an einem Samstagabend hingehen könnte. Bis 20.30 Uhr nudelt Rainer am Pult Mucke vom Tape, dann geht allmählich das Licht aus und das 5- minütige Intro (ebenfalls vom Band) startet. Die Klampfen noch einmal stimmen und aus dem Backstage, dem Abstellraum neben der Küche, Richtung Bühne. Ein Donnerschlag aus der PA, Blitzlicht an, Dias an, Sound an, los geht´s. Zweieinhalb Stunden volles Programm von Hardrock über Balladen und Latinnummern bis zum großen Solospiel ohne Pause ein echtes Powerplay. Dann noch mal 30 Minuten Zugaben inclusive den Plasma-Steinzeithits wie „Yesterday“, „Dream“ und „Train-Riding-Boogie“, sogar ein Santana-Cover a´ la Jingo kommt noch zum tragen, eine richtig gute Party.

Nach dem Abbauen noch einmal kurzer Abschiedsschnack mit den Veranstalter. Wirklich nette Leute. Gegen 01.00 Uhr verlassen wir einigermaßen ausgepowert aber sehr zufrieden Esterwegen in Richtung Aurich. Was für ein Tourende am Ende der Welt, Autogramme auf Lederjacken inclusive... so soll es sein. Gegen 4.00 Uhr haben wir endlich alles im Schlachthof ausgeladen, die Gage verteilt und es geht Richtung Bett. Bereits morgen werden Udo und Hacki wieder in ihre Studienorte Hamburg und Münster und ich nach Oldenburg abrauschen, schade, gerade jetzt wo es so richtig schön war....

“Noch was zu Trinken?“ Ich schrecke aus meinen Gedanken auf. Die Bedienung steht vor mir und leert meinen Aschenbecher. Eine echte Unsitte für einen passionierten Raucher. Da hat man das Ding endlich halb voll gequarzt und somit etwas geschafft, da kommt jemand und nimmt es einem weg, nicht nur weg, sondern schmeisst es auch noch in den Müll. Ich weiß, alte Kippen sind nun mal Müll und nicht gerade ein Hochgenuss für Nichtraucher, aber ein frisch geleerter Aschenbecher versaut mir in einer kreativen Phase nun mal die Stimmung. Ich zahle und gehe eine Kneipe weiter.

Der nächste Morgen lässt sich leicht an. Heute werde ich Ostfriesland wieder verlassen. Nicht ohne bei Muttern diverse Kleinreparaturen vorgenommen zu haben und auch nicht ohne gemeinsames Mittagessen. Das gehört nicht nur einfach dazu, sondern es ist etwas schönes. Bevor ich jedoch endgültig wieder „auf der Straße liege“, mache ich einen letzten Abstecher in die Börse. Noch habe ich nicht alles aufgeschrieben, noch nicht alle Fragen für mich vollständig durchstöbert.

Wieder wird der besagte hintere Gastraum zur Studierstube, Milchkaffe, MD-Player und Chinakladde liegen bereit. Neben den gestellten Fragen haben sich zwar neue aufgetan, deren geistige Bearbeitung hier jedoch nicht hingehört, andere ungestellte haben sich fast von selbst beantwortet und manches alte Gedankenknäuel ist so nebenbei mit aufgegangen. Ich fühl mich leichter, weniger sauer als bei meinen früheren Besuchen. „Also...Herr Grote“, sage ich in Gedanken zu mir: „die letzte Frage!“

Wie entstanden Songs, was waren die Botschaften, wie wurden sie übergebracht

Nun, geschrieben wurde bei den meisten Bands außer den Texten eigentlich nichts. Erstens konnte in keiner der Bands in denen ich spielte irgend jemand Noten lesen, also noch weniger schreiben, zwei-

tens waren die meisten Musiker Autodidakten, die sich, ohne dass ihnen allzu viel Theorie im Wege stand, viele Songs und Soli einfach rausgehört und solange daran geübt haben, bis sie die Sachen halbwegs drauf hatten. In den jeweiligen Proben-Sessions kamen teilweise Abwandlungen bekannterer Songs zum Einsatz, über deren Themen solange gejamt wurde, bis sich dabei etwas Bandeigenes herauskristallisierte. Hieraus entstand dann irgendwann immer mal ein neues Stück.

Dieses Verfahren haben einige Bands Anfang der 70-er gerne genutzt. Es hatte ja auch seine Vorteile. Man lernte zum einen die Fertigkeiten der anderen kennen, konnte selbst während so einer Jam seine eigene Rolle im musikalischen Fluss finden und ausleben und lernte quasi nebenbei auf die anderen zu achten und so zum gemeinsamen gerade entstehenden Ganzen beizutragen. Das hierbei auch gute Grundlagen für das Zusammenspiel einer Band entstehen und gefestigt werden, leuchtet sicher ein.

Dieses war die eine Art. Eine andere Variante waren eher Songs, die man auf der Wanderklampfe „erfunden“ hatte und in der jeweiligen Bandbesetzung, mit ein paar Schnörkeln und Soli versehen, umsetzte. Beide Verfahren garantierten zumindest, dass alle an der Erschaffung eines Werkes beteiligt waren.

Die dritte Variante bestand aus einzelnen Melodie-, Riff- oder anderen Elementen, die sich ein Bandmitglied ausgedacht hatte, die aber noch keine Struktur für einen Song oder ein Instrumentalstück ergaben. Meistens gab es mehrere solcher Bausteine und irgendwie sind daraus Stücke entstanden. Man darf nicht vergessen, es war die Hochzeit des Krautrock, da durften manche Werke auch schon mal die „10-Minuten Grenze“ übersteigen. Hierbei wurden sowohl Harmoniegrenzen überschritten, als auch unverhoffte Tempiwechsel und Breaks eingebaut, Soli wechselten unverhofft mit Gesangspassagen, usw..

Manche Stücke glichen dann auch eher einem Gesamtkunstwerk, einer regelrechten Odyssee mit allen möglichen Verirrungen, Schnörkeln und Verästelungen, die einem mitunter beim Konzert ganz schön zu schaffen machen konnten: „Wie war denn gleich noch der 27. Break in dem und dem Stück, na du weißt schon nach dem lalala...“, war eine nicht selten gestellte Frage unmittelbar vor Konzertbeginn, besser noch während des Auftritts. Man hätte aus manchem unserer Werke auch gut und gerne drei oder vier Einzeltitel machen können. Den Konzertablauf hätte es bestimmt nicht gestört und wir hätten selbst vielleicht sicherlich mehr Freude daran gehabt. Aber es machten halt alle so und da wollte man ja nicht hinten anstehen...

Kaum ein Song aus den frühen 70-ern, der nicht mit mindestens einem der gängigen Klischees brach. Es gab allerdings auch genügend prominente Vorbilder, die ähnliches bereits auch auf LP veröffentlicht hatten, so dass man sich kompositorisch immer in bester Gesellschaft wähnen konnte. Bei etwas genauerem Zuhören hätte man sicher bemerkt, dass diese Konzeptalben nur als LP so angelegt waren, die Bands live es aber verstanden, mit wesentlich eingängigeren Songs auch richtig Stimmung rüber zu bringen. Aber man kam ja kaum zu Konzerten international agierender Bands, die im Norden höchstens mal Hamburg oder Bremen ansteuerten. Wir hatten halt nur die Scheiben als Orientierung. Einmal ganz banal auf das eigene Rhythmikbedürfnis zu achten hätte vielleicht ja auch schon geholfen...

Wir haben unserem Publikum, uns übrigens auch, von 1976-78 bestimmt sehr viel an Konzentration abverlangt. Es ist nicht verwunderlich, dass in den wenigsten Stücken eine durchgehende Stimmung aufgebaut oder erhalten wurde. Text und Musik hatten meistens ebenso wenig miteinander zu tun. Immerhin kamen wir schon früh auf die Idee, mit einigen Diablenblendungen wenigstens optisch etwas Info zu den jeweiligen Inhalten rüber zu bringen. Da man Englisch dem Deutschen gegenüber bevorzugte, schienen im Krautrockbereich Texte scheinbar nicht so wichtig. Es genügte ja, wenn man vor dem Titel den Leuten kurz erzählte, worum es ging. Der Rest würde sich schon finden, was dann auch so war.

Manchmal habe ich mich beim Anhören meiner diversen Amateurkonzert-Mitschnitte allerdings tatsächlich gefragt, was für eine Sprache die denn da singen. Den Bock in Hinsicht genialer Textflussscherei abgeschossen haben „Euklid“. Als der Sänger kurz vor einem Konzert noch immer nach einigen Vokabeln für einen Text suchte, bemerkte der Gitarrist kurz und trocken: „Sing doch an der Stelle einfach: Oma lala kleines Auto..., versteht doch eh keiner!“ und er sang halt irgendwas und alle waren zufrieden. Ich hab während des Konzertes jedenfalls nicht gemerkt, an welcher Stelle das war.

Doch mal kurz zu den Inhalten der plasmaschen Musikstücke: Die frühen Songs "Jordan", "Desert Roads", "Tramp", "Old Shepherd", "Lonesome Trees", „Dream“, „Yesterday“, aber auch "What You Are" Ende der 70-er spiegeln diese Suche nach Identität, die sich in der Zeit wie ein Sandkornsortieren in der Wüste darstellte. Songs wie „Amsterdam“, "Highway Trucker“, "Suntimes", "Big City" und "Dreamer's Song" werfen einen kritisch / melancholischen Blick auf Begegnungen und Ereignisse-

sen auf Trapperreisen, wie sie in den frühen 70-ern bei vielen Jugendlichen üblich waren. Die Geschichten zu den Texten habe ich zum Teil selbst erlebt oder von Freunden und Bekannten erzählt bekommen, es waren also durchaus keine reinen Phantasieprodukte.

Natürlich fanden auch musikalische Hörgewohnheiten aus dem Jazzrock als eine wichtige Zeitkomponente Einzug in das Programm. Diese Stilrichtung bot immer herrlich Raum zum Austoben der instrumentalen Fertigkeiten der einzelnen. Genauso abenteuerlich wie solche Kompositionen waren die Namen solcher Titel: "Dance Of The Gogomutel", "Mantra Caramba", "Die Ziegelei", "Durcheinander".

Einer dieser Titel namens "Across The Nightsky" wurde jedoch recht bewusst in ein Konzeptprogramm eingebunden, als musikalischer Hintergrund für eine Diaserie zum Flug einer scharfen „Pershing“ oder „SS 20“ Rakete. Die späten 70-er entwickelten sich schließlich zu einer Zeit größerer Bedrohungen von außen, z. B. den internationalen Konflikten und damit verbunden einer erheblichen militärischen und nuklearen Aufrüstung Deutschlands. Für junge Leute hieß dies verstärkt: Wehrdienstverweigerung und, wenn man bis dato noch nicht nachgedacht hatte, sich endlich einmal mit den 68-ern und ihren theoretischen Hintergründen auseinander zu setzen.

Für den bis dato eher künstlerisch / musikalischen Werdegang von „Protoplasma“ ergab sich hieraus eine neue völlig Perspektive: Mit „Makata“ einem SF-Rockmärchen über die Geschichte einer Stadt, die durch Übertechnisierung alles Leben erstickt, entstand das erste Konzeptprogramm, das auch das zweifelhafte Image der Helden in „Heroes“ aufgriff, den Wächter am Rande der Zeit "Argus" mit einbezog. In einigen leiseren Songs wie "Cindy", "Suntimes II" und "Federflug" klangen dann auch eher Aufforderungen nach einem demütigeren Umgang mit sich und unserer Welt durch.

Ab 1979 wurden die Stücke von PP einfacher im Ablauf. Es fing irgendwann im Sommer mit der Idee für eine Gitarrenmelodie an. Stück für Stück entwickelten sich dazu eine eingängige Harmoniefolge und ein passender Text. Das Ding bekam den Titel „Rockcity“. Es ging in dem Song einfach nur um`s Musik machen. Zum ersten mal hatten wir, ohne es zu wissen, all das angewandt, was gute Rocktitel ausmacht: kurzes wiedererkennbares Intro, Strophe, Bridge, Strophe, Bridge, Refrain, Interplay mit Überleitung zum Solo, Break mit Auflösung, Strophe, Bridge, Refrain mit Wiederholung und Schluss. Das Ding war einfach rund und trotzdem beinhaltete es alle Stilelemente und Schwierigkeitsgrade, die wir als unsere unverkennbare Note gerne in unsere Musik einbauten, dieses mal aber ohne zu stören. Es war der erste neuere Song, den wir selbst wirklich rundherum mochten.

In Folge wurde das gesamte Programm umgemodelt. Viele der Bandwurmtitle verloren ihre Überlängen oder wurden zu mehreren Einzelstücken. Alles entkrampfte sich, auch wir. Die Gitarristen mussten nicht mehr Unzusammenpassendes mit künstlich in die Länge gezogenen Soloeinlagen überbrücken. Die Texte wurden um fehlende Teile ergänzt, mehrstimmiges Gitarrenspiel, das bis dato im Kompositionsgewusel untergegangen war, wurde auf einmal wahrnehmbar und Inhalte und Musik fanden im Gesamtausdruck eines Songs endlich zusammen.

Dann konnten auch wieder tiefgründigere Themen ihren Eingang in die Musik finden. Eins der für mich wichtigsten Stücke in dieser Hinsicht war Argus. Seit meiner Kindheit habe ich unter Lügen, die aufgrund von Ängsten in die Welt gesetzt wurden gelitten. Sei es die Angst meines Vaters vor den Nazis, die jetzt unter anderer Flagge wieder das Sagen hatten, seien es die Lügen eines Herrn Nixon und der Ami-Presse über die Folgenlosigkeit von H&Orange und Napalm in Vietnam oder die ganzen Lügen der Diamanten-/Öl-/oder wie auch immer gearteten Industrie, die alle möglichen egozentrischen Diktaturen in der sogenannten dritten Welt installierten und die Drangsalierung der dortigen Bevölkerung pfl egten, nur der Profite wegen und uns in der sogenannten besseren Welt ihre an Völkermord grenzende Politik als Entwicklungshilfe verkaufen wollten.

Ich weiss noch, dass ich mit der Idee für diesen Song monatelang schwanger ging. Ich schwankte zwischen Protestsong à la Wader und Metallrock, aber zu beidem fiel mir nichts treffendes ein. Dann kam der Rockpalast mit Mother`s Finest. Das war genau das worauf ich aus war. Aggressive Mücke, funky, nach vorne gehend, leidenschaftlich und strong. In nur einer Nacht entstanden Text und Musik. Meine eigenen Bassparts hab ich mir dann stillschweigend in einem weiteren Monat angeeignet, denn „slappen“, das konnte ich bis dato nicht. Als ich den Song der Band vorstellte taten sich bis auf unseren Schlagzeuger zunächst alle schwer damit. „Oh Gott, was will er jetzt schon wieder von uns...“, aber als das Ding endlich drin war, waren alle begeistert...und ich um drei Kilo leichter...merke also: Verdrängung schafft Übergewicht, Entdrängung erleichtert!!!

Ein paar Bands trauten sich doch an die deutsche Sprache ran. Die witzigste Mischung fand ich bei „Ultrafatz“, einer 24-köpfigen bunten Truppe aus Rock-, Big Band und Kabarett, feierten bei jedem Gig ein musikalisches Feuerwerk mit sehr phantasievollen Worteinlagen, Gags, ausgeprägten Showele-

menten und perfekten Arrangements ab, dass es nur so rauchte. „Ultrafatz“ waren ein Kind der frühen 80-er, hervorgegangen aus einer Schulkabarettgruppe und einigen lokalen Vertretern der Neuen Deutschen Welle. Ihre Songs und Bläserarrangements wurden maßgeblich von 2 notenfesten Bandmitgliedern geschrieben, die sich auch um den Zusammenhalt des Riesenvereins kümmerten. Für die Choreographie, das Bühnenlicht und die Klamottenausstattung waren wieder andere zuständig. Die Tontechnik haben unser Mixer Rainer und ich übernommen, einfach, weil es richtig nett war, mit den Leuten zu arbeiten. „Ultrafatz“ waren mit Abstand die wohl schillerndste Truppe im ostfriesischen Showbusiness, mit vier ausverkauften Konzerten im Pumpwerk in Wilhelmshaven.

In den späten 70-ern entstand aus einigen ehemaligen Mitgliedern von „Epping Forest“, dem ehemaligen Sänger von „Protoplasma“ und zwei weiteren Spezialisten, u. a. einem ehemaligen „Spektakel“-Mitglied, eine für Ostfriesland einzigartige Band Namens „Fatu Hiva“. An Ihnen war alles anders. Sie bauten sich zunächst einen Übungsraum im Wohnzimmer eines Privathauses auf dem Land. Dann war längere Zeit nichts von ihnen zu hören. Nur einzelne Gerüchte über völlig neue Musik machten die Runde. Das lange erwartete erste Konzert fand im November 1978 bei „Bernies“, einer Tanzkneipe in Großefehn, mit offizieller Einladung statt.

Der ganze Raum und die Bühne waren mit Blumen geschmückt, Kerzenlicht erhellte den Raum. Die Klein-PA war auch hinter Pflanzen versteckt. Alles erinnerte zunächst eher an eine festliche kleine Gartenschau als an ein Rockkonzert. Im Gegensatz zu den damals üblichen bis zu anderthalb Stunden Wartezeit für's Publikum, begann dieses Konzert recht pünktlich. Kurze Ansage und Begrüßung dann folgte in sehr angenehmer Lautstärke ein Konzert, dass diesen Namen auch verdiente. Sollte ich die Musik beschreiben würde ich als Vergleiche vielleicht Gentle Giant, Pink Floyd und Camel nennen, das ganze jedoch mit deutschen Texten. Aber das genügt bei weitem nicht. Derart vertrackte Kompositionen und Satzgesänge hatte ich bis dato nicht gehört. Dabei blieb das ganze angenehm verfolgbar, bildete Klangbilder von außerordentlicher Intensität. Es war wie eine Reise in absolut unbekanntes

Gebiet, zwischen Traum und Realität, aberwitzige Kadenzen, 5- 7- und 11-achteltakte wechselten mit flächigen Klängen. Auch thematisch hatten sich Fatu Hiva einiges einfallen lassen. Themen wie „Schizophrenie“ wechselten mit ausgedehnten Klangimpressionen wie „Das All“ und machten das Konzert zu einem Trip auch in die eigene Innenwelt.

Ausgelassene Gitarren- oder Keyboardsoli, das Markenzeichen fast aller gängiger Bands, fehlten gänzlich und trotzdem fehlte es der Musik nicht an Leichtigkeit. Ich war schwer beeindruckt und besuchte in Folge jedes der leider seltenen Konzerte der Band. Als sich Fatu Hiva nach nur drei Jahren auflöste, hatten sie nicht nur allen gezeigt, dass Musik auch etwas ganz anderes kann, als den Zuschauer nur zum „Abhotten“ zu bewegen, sie hinterließen in der ostfriesischen Szene auch ein Loch, dass nicht mehr gefüllt wurde. Schade oder eben einzigartig.

Wenn es noch etwas Kitt gab, der mich doch länger als andere in Ostfriesland festgehalten hatte, war es meine große Vorliebe für Kommunikation mit anderen MusikerInnen aus den anderen Städten und die Idee, man könne aus der ostfriesischen Musikerei eine Art Szenekatapult nach außerhalb schaffen. Wie wenig das möglich war und wie anders doch letztendlich die Entwürfe der anderen Musiker waren, die ein solches Vorhaben letztendlich scheitern lassen mussten, war eine der schmerzlicheren Erfahrungen. In jedem Fall bin ich bei meine Kommunikationsversuchen ziemlich weit rumgekommen, die meisten Strecken per Anhalter.

Tramperzeiten, Bandhilfen und die große Sinnlosigkeit

...ab 1974 begann auch meine Tramperzeit, die sich bis in die späten 80-er Jahre fortsetzen sollte. War ich seit 1969 morgens sechs km zur Schule und mittags die gleiche Strecke zurückgeradelt, um ab 1972 nachmittags ebendiese Prozedur noch einmal zwecks Freizeit in Aurich zu wiederholen, entdeckte ich das zeitlose Phänomen des „den Daumen in den Wind haltens“ und sich einfach mitnehmen lassens.

Dies hatte bald auch was mit Musik zu tun, denn die meisten ertrampelten Konzerte hätte ich mit meinem damaligen bisschen Kohle gar nicht anders erreichen können. Das war der eine Aspekt. Der andere war einfach das "on the road sein"- unterwegs und nicht genau wissen, wo man abends denn genau ankommt. Wichtig war nur von zu Hause und dem Auricher Kleinstadtmief weg, irgendwo mit irgendwelchen Leuten an irgendwelchen Seen oder auf irgendwelchen Raststätten abhängen, den nächsten LKW oder den nächsten VW-Bus abchecken und weiter...immer weiter. Immer dabei: meine kleine Chinakladde, in der die zumeist nachts entstandenen Textfragmente für künftige Songs ihren Platz finden sollten.

Im Sommer 1976, kurz nach dem Abi, erlebte ich die erste jugendliche Sinnkrise. Ein Mädchen aus dem größeren Kreis meiner diversen Disco- und Konzertgängerbekanntschaften hatte sich aufgehängt. Sie war schwanger von ihrem Freund, das ganze war in der Schule wohl herausgekommen und

die idiotische Schulleitung hatte natürlich nichts besseres zu tun, als das Mädchen von der Schule zu werfen - anstatt zu helfen und, was das schlimmste war: Eben diese Realschulleitung sah sich neben der sehr verzagt geäußerten Trauer über den plötzlichen Tod des Mädchens auch noch selbstgefällig in Ihrem Verhalten bestätigt und drosch verbal auf alle Kritiken auch über die lokale Presse ein.

In unseren Kreisen kursierten in Folge nicht nur Trauer und Wut, die sich oft genug in Mordphantasien äußerte, es machte sich vor allem eine tiefe Niedergeschlagenheit breit, was sich in einer kleinen Szene wie der Auricher recht schnell auf alle übertrug. Unsere langen Discotouren brachten nichts mehr, waren kalt, öde und sinnlos. Meine Band "Epping Forest" löste sich auf und ich hielt schließlich erst mal wieder meinen Daumen in den Wind und trieb mich zwecks Erholung mal wieder ein paar Wochen in Marburg und Umgebung herum.

Hier hatte ich auch die für mich zunächst erstaunlichen Begegnungen mit dem, was ich "die innere Musik" nenne, eigene Klänge, die aus einer Art meditativer Stimmung heraus in einem selbst entstehen und sich so gar nicht mit den sonst so an andere Musikstile angelehnten "eigenen" Kompositionen vergleichen ließen. Zudem hatten diese so erfüllten Melodien eine solche Intensität für mich, dass ich immer wieder aus diesem "so erfahrenen" Fundus spätere Musikstücke für „Protoplasma“ und „Wahn3eck“, vor allem jedoch für die Ethno- und Weltmusikprojekte unter dem Titel "Elmenland" (*) zusammenfügen konnte.

Aber in erster Linie entstanden unterwegs Texte: „Highway Trucker“, „Song For You“, „Amsterdam“, „Where Are You“, „Tomorrow Never Knows“, „What You Are“, „The Preacher“, „Heroes“ und diverse andere, die zum Teil auch von anderen Bands mit verarbeitet wurden. Die Texte hatten nur zu einem verschwindend geringen Teil etwas mit den jeweiligen Orten oder Situationen, in denen ich mich gerade befand, zu tun. Sie waren meistens eher ein Sammelsurium von Eindrücken und Beobachtungen, die ungefähr in das jeweilige Thema passten, dass mir gerade aufstieß.

Das etwas ein Thema sein konnte, ist mir allerdings tatsächlich in solchen Situationen oder an solchen Orten eingefallen, wenn ich meine engeren Kreise verlassen hatte und auf mich gestellt war. Während meines Englischstudiums lernte ich dann Colin McLaughlin kennen, einen Muttersprachler und Songschreiber, der mit mir Stück für Stück meine Texte durchging und ihnen den nötigen Ausdruck und Schliff mit den richtigen Worten verlieh.

Zunächst 1979, dann noch einmal 1981 entstand die MC "Early Mystery", als eine Live-Einspielung im Tonstudio der Emder Band "Amuthon", die ich ebenfalls auf einer Tramptour kennen gelernt hatte. Bisher hatte ich diverse Recording-Erfahrungen bei anderen Auricher Bands, z. B. „Aurica“, „Alpha Centauri“ und „Wahn3eck“ gesammelt, allerdings nie vernünftige Aufnahmen von Plasma hinbekommen. Erst als uns Kurt Hassel von "Funkbob" einmal live mitschnitt, wurde mir klar: einen vernünftigen Sound kriegt man nur hin, wenn der Mixer 1. Musiker ist und sich in die jeweilige Mucke einfühlt und 2. eine bessere Technik als die uns zur Verfügung stehende hat. „Amuthon“ hatten beides und dazu noch einen Übungsraum in einem Emder Bunker, wo man auch nach 24.00 Uhr, also dann, wenn unsereins anfang fit zu werden, noch ausgiebig "rumjammen" konnte.

Wir hatten neue Freunde gefunden, Mucker aus einer anderen Stadt, die bei weitem nicht so klein-kariert schienen, wie die lieben Kollegen aus dem Herzen Ostfrieslands, die sich eher als Musiker-polizei aufspielten, als sich in Wahrnehmung ihrer Interessen zu einer echten Gemeinschaft zusammen zu schließen. Doch auch diese, wie andere Musikerbekanntschaften in der Provinz, brachten außer einigen gemeinsamen Konzerten in den jeweiligen Städten nicht viel, was einem darüber hinaus geholfen hätte. Auf einer Promotortour mit Sabine Bernhard, einer damaligen Kollegin von der Emder Band "Newport" wurde ziemlich schnell klar: Wenn Du aus der tiefsten Provinz kommst, interessiert sich kein Arsch (Veranstalter) für dich.

Meine letzte große Tramptour gemeinsam mit einer WG Kollegin nach Südfrankreich führte mich dann auch nicht nur aus meinem provinziellen Dasein und Hoffen heraus. Ich ersehnte mir geradezu eine Zeit zum Abstand gewinnen. Irgendwo in San Marie de la Mere war ein Freak, ein echter Weltenbummler mit seinem riesigen Instrument, einer japanischen Koto gestrandet und veranstaltete Jam-Sessions im Sommer auf dem Marktplatz hinter der kleinen Kirche. Ich hatte zwar noch nie auf so einem Gerät musiziert, aber als Rhythmiengewohnter ließ ich mich auf ein solches Experiment ein.

Es war eine einzigartige Erfahrung. Nach einigen Minuten gleichförmig gespielter Sequenzen schien die Musik wie von selbst zu laufen, die Melodien änderten sich, es war, als sei ein lange geahntes, aber nie gesehenes inneres Tor aufgegangen, durch das alles abfloss und sich in einen bunten Reigen von Klängen, Rhythmus und Ausdruck vereinte. Den anderen Mitmusizierenden schien es ähnlich zu gehen. Es war eine richtige Katharsis und eine weitere Begegnung mit der Fähigkeit aus dem Moment heraus intensiv zu leben, zu erleben und mit dem Medium Musik zu kommunizieren.

Als das ganze nach fast eineinhalb Stunden zu Ende war, fühlte ich mich leer und glücklich. In mir klaffte eine Lücke, ein Bruch zwischen gestern und dem was kommen würde. Ich klebte auf einmal an nichts mehr fest, konnte auch in Gedanken endlich einmal mit den Dingen jonglieren. Ob dieser Bruch unter meiner Oberfläche schon lange vorhanden war und ich es nur nicht bemerkt hatte, weiß ich nicht, es war halt so, ich nahm es einfach an.

Auf der Rücktour aus Frankreich wurden für mich zwei Dinge klar: Wenn es einem Menschen mit so einfachen Mitteln möglich ist, so großartiges Erleben und Musizieren zustande zu bringen, dann hab' ich wohl all die Jahre irgend etwas falsch gemacht. In Bezug auf die Band bedeutete dies: ab jetzt werden in Sachen Musik Nägel mit Köpfen gemacht. Das hieß, vor allem „runde“ Kompositionen, die der Zuschauer erkannte und auch die Medien einschalten, mit einem Produzenten zusammenzuarbeiten und mit den Möglichkeiten eines professionellen Tonstudios zu gestalten. Die letztgenannten Varianten sollten sich zwei Jahre später auch auftun, nach einem Ortswechsel von Oldenburg nach Bremen und einer Begegnung mit der Marburger Band "Scrifis", die mich damals live absolut begeisterte.

Zugleich wurde für mich mit dem Ortwechsel auch das allmähliche Ende meiner Bandaktivitäten eingeläutet. Ich wollte einfach nicht mehr, konnte keine inhaltlich guten Texte mehr schreiben und an Melodien und Riffs fiel mir nichts mehr ein. Ich war ausgebrannt, musste mir ganz pragmatisch eingestehen: Alle haben Ihren Job und Du? Bist rumgetrampelt, hast zwar viel erlebt, Leute und Situationen einschätzen gelernt und viele Erfahrungen in Text und Musik aufbereitet, immer in der Hoffnung auf das ganz große Ding. Aber Du selbst bist dabei auf der Strecke zu bleiben!?

Es wurde höchste Zeit nach einem versiebtten Lehramtsstudium endlich meine eigenen Felle an Land zu holen und die lagen doch offensichtlich woanders, als im lange kurzsichtig geliebten und romanisierten "Rockfeeling aus der Provinz" und was so dazu gehört, dem sogenannten "Friesenkraut".

Gegen 22.00 Uhr verlasse ich die „Börse“. Meine Tasche ist um viel unbeschriebenes Papier ärmer, um viele noch unsortiert aufgeschriebene Erinnerungen reicher und ich froh, mich doch noch einmal in diese Stadt und diese Zeit zurückgetraut zu haben. Ab jetzt kann ich, glaube ich, ohne Groll auch mal einfach zu Besuch in diese Stadt kommen. Jetzt freue ich mich wirklich auf Kiel- Ich hatte hier etwas begonnen und mehr Hoffnungen und Träume reingesetzt, als was dabei heraus gekommen war. Nun gut, damals wusste ich noch nicht, wie viel davon wirklich realisierbar ist, ...und wie weit Ostfriesland von Deutschland wirklich entfernt ist. Doch wie klein die Welt oder wie groß sie auch sein mag, in Gedanken oder in der Realität... eins hab ich hier gelernt: "Lot di nich ünnerkriegen" und mit dem Gedanken schmeiße ich den Diesel an und fahre durch den abendlichen dichten ostfriesischen Nebel.

Mal schauen, was von alledem ich den Studenten tatsächlich erzählen kann, ohne dass dabei so etwas wie romantisierende „Altzeitbeschwörung“ herauskommt. "Times are a changing"!

Was denn so blieb

Komme diese Nacht nicht mehr in Kiel an. Kurz hinter Dibbersen dient eine Autowerkstatt als Übernachtungsplatz, nachdem der ADAC mich und den Bulli mit einem abgefallenen Auspuff hier abgestellt hat. Morgen früh soll's einen neuen Auspuff geben, hieß es. Habe mich kurz telefonisch in Kiel abgemeldet. Jetzt ist es 2.00 Uhr und über dem Gelände hängt ein fahles Mondlicht. Draußen ist es lausig kalt, aber der Bulli hat ja eine Standheizung.

Kann nicht schlafen. Das ganze Gewusel aus der Vergangenheit wirbelt noch in meinem Schädel rum. Einiges hab ich tatsächlich lange mit mir rumgeschleppt. Jetzt ist es wohl verwahrt niedergeschrieben. Anderes ist geblieben. So habe ich mich in meiner ersten Zeit in Kiel in Gedanken total oft auf „meine Leute“ in Ostfriesland bezogen. Wollte ihnen immer etwas von den tollen Sachen, die ich in Kiel anstellte, berichten. Das lies im Laufe der Zeit Gott sei dank nach.

Was aber wirklich blieb und in Ostfriesland seinen Rahmen nicht oder nicht so fand, wie ich es mir damals wünschte, gelang hier nach und nach. Da war zum einen meine Wut, die sich in Ostfriesland, als ich dort sehr sprachlos und allein war, höchstens in Songtexten äußerte, wenn ich sie produktiv nutzte, ansonsten aber eher destruktiv in Alkoholexzessen oder allgemeinen Beschimpfungen äußerte. Hier habe ich gelernt diese Energie mit einem langen Atem zu koppeln, als produktive Kraft zu sehen, die sich zum Abbau von erkannten Defiziten nutzen lässt, wenn man einen adäquaten Rahmen dazu gestalten kann. Die meisten Projekte sind so entstanden und mit viel Freude realisiert worden und viele „Kämpfe“ mit potentiellen Geldgebern durch diese wutbedingte Portion an überzeugendem Nachdruck letztendlich gewonnen wurden.

Ein anderes Gebliebenes und dort antrainiertes ist meine fast emphatische Fertigkeit, mich in Ideen anderer Menschen hinein zu fühlen und mit entsprechenden eigenen Ideen zur Umsetzung zu vervoll-

kommen. Das ist natürlich immer auch ein Grenzgang. Wenn ich z. B. bei einer Videogruppe meine Erfahrungen mit ihren Ideen koppele, dient das meistens der Realisierung ihres Films in der vorgegebenen Seminarzeit. Das mache ich nur soweit es ihre Ideen bestärkt. Ein anderes Feld ist der Dokumentarfilm. Hierbei nutze ich diese Fertigkeit vor der Aufnahme, um mich in Ort, Situation und Aussagen zu vertiefen, vergleiche dieses mit gelernten „Pattern“ und bau mir dann ein emotionales Bild auf, nach dem ich die Aufnahmen gestalte. Das hat Auswirkungen auf die Farbgebung (mehr Himmel oder mehr Landschaft) die Positionierung der jeweiligen Interviewten und die Auswahl und Aufnahme der „Schnittbilder“. Hierbei paaren sich Verantwortung, Bildrausch, Kreativität und Handwerkszeug. Es kann ja immer mal sein, dass das vor Ort wahrgenommene sich am Schneidetisch eher mit den zusätzlich rational aufgenommenen Szenen für den Zuschauer eher verwirklichen lässt. Jedenfalls liegen die Anfänge dieser Tätigkeit in der Gestaltung der Bühnenbilder für die Protoplasma Songs, die Auswahl der Dias und die Farbgebung des Lichts.

Aber auch die Anfänge der Empathie gekoppelt mit Verantwortung und Kreativität und umgesetzt in einer Funktion, nämlich der des Live-Tontechnikers stammen aus dieser Zeit. Heute schätze ich es sehr, mit einer gewissen Ruhe auch an eine „große“ Produktion zu gehen. Ich weiss, ich bin derjenige der verantwortlich dafür ist, dass das zahlende Publikum bei einem Konzertbesuch einen guten Sound serviert bekommt und guter Dinge aus dem Konzert geht. Das hat natürlich auch immer Rückkopplung auf die Musiker, die ich meistens im Blindflug (schließlich kenne ich deren Musik nur in Form eines Songs, den sie während des Soundchecks spielen) an meinem Pult bediene. Ich schlafe im Grunde mit der Musik, indem ich alles was ich weiss und kann mit einer gehörigen Portion an Aufmerksamkeit mische, und versuche, immer rechtzeitig die Finger am richtigen Regler zu haben, kurz bevor der oder diejenige, deren wichtiger Part kommt, ins richtige Audiowahrnehmungsverhältnis zum Rest der Produktion gesetzt wird.

Hierbei bin ich einigermaßen gut...und ich lasse mir das mittlerweile auch entsprechend bezahlen, schließlich habe ich ca. 10 Jahre gelernt und lerne noch immer. Es ist einerseits eine Herausforderung, eine Aufforderung an meine Kreativität und Erfahrung, andererseits aber auch gut gelerntes Handwerkszeug. Ich bin da vielleicht eine Hure (keine Nutte) aber ich bin froh über diese vielen schönen Begegnungen mit Leuten, die ich früher mal angehimmelt habe und die mir heute als (teilweise gealterte) nette Kollegen begegnen und die Jobs in Folge, die mir diese Fertigkeit einbringt.

Es verbraucht mich jedenfalls nicht so sehr, eine Tour mit Profis zu machen, als einen Job mit Amateuren, die gewisse Vorstellungen an Ihren Sound haben, aber weder das akustische Basismaterial anbieten, damit so etwas von meiner Seite auch nur annähernd realisiert werden könnte. Doch auch hierfür bin ich mit Vorerfahrungen reichlich gesegnet. Wenn sie einmal mit einem 16 Kanalpult eine 24-köpfige Truppe mit Namen „Ultrafatz“ aus Aurich tontechnisch betreut haben, kann sie eigentlich nichts mehr schocken.

Natürlich gibt es immer wieder Ausnahmesituationen. Als mich vor vier Jahren ein „ganz alter Hase“ aus dem Tontechnikgeschäft einmal bat, ihn aus terminlichen Gründen in Rostock zu vertreten und ich mich mit zwei statt einem Bläserorchester der Extraklasse konfrontiert sah, war das doch eine ziemliche Herausforderung. Als ich nach erfolgreichem Job meinen Arbeitsplatz abgebaut hatte und der Chef des Unternehmens (keine geringerer als Dietmar Ränker, seines Zeichens Schlagzeuger der Gruppe „Berluc“, der wohl erfolgreichsten Metallband der DDR), aufforderte doch am nächsten Tag auch den Mix in Warnemünde für 16(!!!) Bläserorchester, die auch noch drei Titel gemeinsam spielten, zu übernehmen, hatte ich nicht nur eine schlaflose Nacht (wir bauten bis um 5.00 Uhr in Warnemünde auf), sondern ich hatte mit 648 Musikern auch die mit Abstand größte Band meiner bisherigen Karriere zu betreuen. Ich glaube ich habe in dem nur zwei Stunden dauernden Job 3 Kilo abgenommen, von den zurückgelegten Kilometern am Pult und vorher beim Mikrofonieren und Kabellegen mal ganz zu schweigen.

Gut, das sind natürlich ein paar Highlights, die ich auch nicht jeden Tag so habe und haben muss. Was auch geblieben ist, ist meine Fertigkeit, auch in unmöglichsten Livesituationen mal schnell auch die Bühne zu springen, eine bedeutungsvolle oder nette Ansage zu zaubern. Dies habe ich der Tatsache zu verdanken, dass bei den Bands, wo ich mitspielte, von den anderen keiner dies machen wollte oder konnte und ich mich gegen alle inneren Widerstände und Schüchternheiten dazu durchgerungen habe. Mittlerweile kann ich einigermaßen moderieren. Ich habe sogar gelernt, Artikel und Konzertberichte für Zeitungen zu schreiben, eine halbwegs gute Öffentlichkeitsarbeit zu gestalten und auch damals schon, wie man so was (in bescheidenem Rahmen) zu Geld machen kann.

Und ich habe gelernt beharrlich zu sein, aus- und durchzuhalten, auch in momentan unlösbar erscheinenden Situationen nicht gleich zu verzweifeln, nur weil ich nicht die richtige Lösung parat hatte, wusste ich doch, es gibt sie schon, ich werde sie finden, wenn es für mich soweit ist. Ich renne nicht

mehr so oft wie damals mit Volldampf gegen eine Betonwand, wenn sich mit etwas Abstand gleich daneben eine Tür zeigt oder ich weiß, dass ein Gespräch mit KollegInnen einen alternativen Weg aufzeigen kann...

Aber bei all diesen für den Berufskram wichtigen Fertigkeiten, habe ich in erster Linie sehr viel über mich gelernt, meinen Drang immer irgendwie Personen und Dinge im großen Zusammenhang zu sehen, gleichzeitig über meine Ungehaltenheit gegenüber gleichgültigen Menschen, die immer wenn anscheinend sinnvolle und wichtige Momententscheidungen anstanden, blockierten. Und ich habe mir viel Frust eingehandelt mit meinem „ständig über alle Grenzen gehen“ wenn ich den Menschen, mit denen ich zu tun hatte, mehr abverlangte an Einsatz, als sie im Moment zu geben bereit waren.

Ich habe vor allem gelernt, wie wichtig es ist, Freunde zu haben - keine die einem nach dem Mund reden, sondern genau dann, wenn man selbst nicht mehr weiterkommt, mit Rat und Tat und kritisch konstruktiven Gedanken zur Seite stehen und einem so helfen, eine neue eigene Sichtweise zu finden, um aus einer schwierigen Situation zu wachsen und gestärkt heraus zu kommen. Alleine ist man seit der Geburt, es liegt an einem selbst das zu akzeptieren und anzunehmen. Bei mir hat das lange gedauert und dauert noch. Aber das heißt ja nicht, dass man einsam sein oder verzweifeln muss.

Die Bands und die jeweiligen Szenen waren ein wunderbares Lern-, Erfahrungs- und Lebensfeld, ein steiniger bis fruchtbarer Acker, auf dem ich mitackern durfte, dabei viel Spaß und Erfolgserlebnisse und Begegnungen hatte, auf dem ich viel von dem gelernt habe, was ich heute in meinem pädagogischen Alltag aber auch im direkten Leben gebrauchen und nutzen kann und das trotz der Schulzeit, die mir die Freude am Lernen gründlich versauerte. Ich habe mir viel von anderen abgeschaut, Sachen, Handlungen, Verhalten, Bilden von Einschätzungen und Krisenmanagement, was ich damals noch nicht ganz überblickte, was mir aber als Modell half, als später solche Tätigkeiten und Entscheidungen für mich selbst anstanden. Es war schon eine...wie auch immer Zeit...meine Jugendzeit.

Zwischendurch ist mein mitgenommenes Hefeweizen alle. Das herbe „grüne Gold der Friesen“, wie eine mittlerweile populäre Biermarke aus der Region auch genannt wird, hat mir nie geschmeckt. Ein Blick auf die Uhr zeigt: es ist 3.30 Uhr. Gehe noch kurz vor den Bus...eine letzte gute Nacht-Zigarette. Draußen hat sich der Vollmond hinter einer Wolke verkrümelt und ich beschließe auch für heute endlich abzutauchen. Morgen steht wieder etwas Neues an. Und sowieso...was hat das noch mit diesem Friesenkraut zu tun??? Und außerdem was geht mich das heute noch an, außer was schreibt das bleibt? Und hier in diesem Land wo wir mehr als einmal Bücherverbrennungen hatten? Und in einer Zeit wo sich das Weltwissen alle zwei Jahre vervielfacht? Vielleicht, wenn überhaupt eine Erinnerung...In diesem Sinne.....

Eine „Rezepturergänzung“ zum Friesenkraut von Joachim Matz

Den vorliegenden „Ausflug in die Vergangenheit“ von Karl-Heinz Grote habe ich mit großem Interesse und einigen daraufhin folgenden Erinnerungen an diese Zeiten der „ostfriesischen Rockmusikgeschichte“ gelesen und bin tief beeindruckt davon...

Ich habe als Jugendlicher und Musiker in Aurich eine ganz ähnliche Entwicklung durchlebt wie der „Kalle“, wenn auch unter anderen Voraussetzungen und mit anderen persönlichen Vorstellungen. Kalle und ich sind uns in dieser denkwürdigen Zeit immer wieder, wenn auch nicht als dicke Freunde, sondern eher als Kollegen begegnet. Dass ich die Schwierigkeiten meiner Anfangszeit als Musiker einigermaßen bewältigen konnte, habe ich u. a. auch diesen Begegnungen zu verdanken...

Ich lernte ihn 1974/75 in der Auricher Discothek „Ex“ kennen. Es war mein größter Wunsch, Musiker zu werden und ich war dabei, entsprechende, erste Kontakte zu knüpfen. Nach Gründung der ersten Band „Alcatraz“, wollte ich dort zunächst als Gitarrist mitwirken aber das endete in einer absoluten Katastrophe, da ich nicht mehr als drei Akkorde spielen konnte. Der Keyboarder dieser Band hatte eine Bassgitarre zuhause und drückte mir das Ding in die Hand: „Versuch` es mal damit...“ Sofort fühlte ich mich absolut wohl mit dem Ding und wollte es nie mehr aus der Hand geben (was ich bis heute, 30 Jahre später, auch nicht getan habe).

Leider gab es damals noch keine Möglichkeit, das Bass spielen in einer Schule zu erlernen, man musste sich irgendwie selbst durchschlagen und Leute fragen, die sich bereits damit beschäftigt hatten. Kalle war einer von diesen Leuten. Er hatte schon damals den Ruf, einer der „besseren“ Bassisten in Ostfriesland zu sein, was dann auch bei seinem Engagement bei „Protoplasma“ bestätigt wurde, die schon damals ebenfalls zu den bekannteren der Szene zählten.

Ich besuchte Kalle daraufhin bei ihm zuhause und fand ein für mich wahres „Bassparadies“ vor. Hier eine zerlegte Gitarre, dort ein noch funktionierendes aber ziemlich abgespieltes Bassteil, diverse zerspielte Speaker, da eine riesige Lautsprecherbox...Wir fachsimpelten, bis sich die Balken bogen und Kalle zeigte mir neben einigen Harmonie- und Rhythmikgrundlagen auch ein paar superschnelle aber, wie er meinte, leicht zu spielende Läufe, die mich echt beeindruckten (obwohl ich das damals nie zugegeben hätte).

Er nannte das „Musikerpolizeistilmacher“, weil in einen Song ließen sich solche Läufe höchstens als eindruckschindende „Fillbreaks“ einbauen. Ich habe es bis zum heutigen Tag nie erreicht, so einen Teufels-Bass zu spielen, wie er es damals konnte – aber durch ihn hatte ich den Ehrgeiz entwickelt, zumindest ein guter und solider Bassist zu werden, was ich dann auch irgendwie schaffte. Schon, nachdem sich meine erste Band damals auflöste, schaffte ich es, in eine von Aurich`s angesagtesten Gruppen zu wechseln – „Aurica“, die sich als erste Band mit den damals noch neuen und sündhaft teuren Synthesizern bereits einen Namen gemacht hatten...

Unsere Wege kreuzten sich dann immer wieder mal, was in einer relativ kleinen Musikerszene einer Kleinstadt wie Aurich ja auch mehr oder weniger automatisch der Fall war. Wir waren einigemal zusammen auf den von Kalle beschriebenen „Einkaufstouren“ durch die Musikgeschäfte der BRD oder Kalle half hier und da mal bei uns aus, wenn es darum ging, einen Mischpultmann für unsere Gigs zu finden. Früher „erwischte“ man ihn auch, mit Kassettenrecorder und Mikrofon bewaffnet, vor den Übungsräumen – erzählte mir mal ein Kollege aus meiner Band. Damals fanden sie das nicht so toll, da das Konkurrenzdenken doch sehr stark verbreitet war. Da man aber niemals Teile fremder Kompositionen bei „Protoplasma“ entdecken konnte, waren diese Vorwürfe sicherlich völlig unrechtfertigt.

Er war wahrscheinlich wieder einmal „nur“ interessiert daran, was andere machten und es ging ihm um die Musik an sich, weil es ihn einfach faszinierte. Heute kann man ja von jeder Garagenband eine CD bekommen – das gab es damals eben noch nicht. Gott sei Dank lachen wir übrig gebliebenen heute über diese kleinen Anekdoten, die wohl in jeder Musikerszene derartige Erlebnisse vorkommen ließen. Es war eben eine Zeit, in der man seine Interessen sehr intensiv „durchlebte“ und sehr improvisieren musste, um diese Interessen zu befriedigen - notfalls auch mit Kassettenrecorder und Mikrofon...

Mitte der achtziger Jahre verloren sich dann unsere persönlichen Begegnungen und später hörte ich, dass er Aurich verlassen hatte. Wir hatten dann jahrelang überhaupt keinen Kontakt – bis das Internet die Welt eroberte und ich seine Email-Adresse von Hendrik, dem ehemaligen Plasma-Percussionspieler, bekommen hatte, da es mich interessierte, was Kalle wohl heute so macht. Er besuchte mich kurze Zeit später in Aurich und von da an bildete sich wieder ein loser Kontakt.

Heute haben sich „Protoplasma“ und „Aurica“ ein kleines bisschen vereint, da der ehemalige Gitarrist von „Protoplasma“ Martin und ich zusammen in einer Coverband Klassiker der Rockmusik aus damaligen Zeiten spielen. Die Musik gehört immer noch so zu unserem Leben wie damals – genau wie bei Kalle, der heute etwas ganz anderes musikmäßig verwirklicht aber nach wie vor dabei ist...und das erhält auch Freundschaften.

Vielen Dank an Kalle für alle seine Aktivitäten damals und heute – und für den Ausflug in die Vergangenheit, der durch „Friesenkraut“ möglich wurde...

Glossar: BANDS

AFTER EIGHT	1974-1975	AURICH
ALCATRAZ	1975-1977	AURICH/UTHWERDUM
ALPHA CENTAURI	1981-1983	AURICH
AMUTHON	1977-1984	EMDEN
ANTELOPE FREEWAY	1981-????	AURICH
ÄTNA	1982-????	AURICH
AQUARIUS	1977-1980	AURICH
AURICA	1975-1985	AURICH
B.O.N.	1982-????	AURICH
CAPTAIN TRIPS	1986-????	EMDEN
CLO OP	1972-1974	AURICH
CYBORG	1972 -1975	NORDEN
DIE DRITTEN HERREN	1984–1985	AURICH
DORIS P	1969-1971	AURICH
DUSTY FLESH	1970-1974	AURICH
EASY FLINT	1970-1975	ESENS
EPPING FOREST	1975-1976	AURICH
EUKLID	1972-1976	AURICH/EMDEN
FATA MORGANA	1981-1983	AURICH
FATU HIVA	1977-1983	AURICH
FAUNA	1979-1984	NORDEN
GRITZNA VADUL	1974-1977	VAREL
GROOVER	1978-1985	EMDEN
JAZZWEG	1973-1974	AURICH
JESSICA	1983?????	LEER
KRUKS	1986?????	
LEERANER JAZZQUARTETT	1983-????	LEER
LIFETIME	1982-1984	AURICH
METAPHER	1976-1979	AURICH/NORDEN
METHYS	1972-1974	AURICH
PROTOPLASMA	1971-1987	AURICH
SCHMIDDI	schon immer	AURICH
SHAMARI KAJO	1981-1983	AURICH
SIGMA 6	1974 -1977	AURICH
TALON	1985 -1989	AURICH
STRANGEMEN	1986-1992	AURICH/BERLIN
THE EXPLOSION	1969-1971	AURICH
THE STARFIGHTERS	1964-1974	AURICH
THE TUMBILNG B	1979-1981	AURICH
THISTLE & CLOVER	1982-1988	AURICH
TIMMY & THE HURRICANS	1970-1974	VAREL
ULTRAFATZ	1982-1984	AURICH
WAHN3ECK	1982-1983	AURICH
WEISS DER TEUFEL	1975-1976	AURICH
ZAPPENDUSTER	1981-????	AURICH/GEORG SHEIL
ZEBRA	1971-1976	NORDEN